



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41551905_0091

SUIZID UND KRIMINALITÄT

Über die Psychodynamik von Suizidversuchen

bei Delinquentinnen

Inaugural - Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophischen Fakultät
der Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von
Christa Joussen
in München

Typo-Druck-München

1975

Referent: Görres

Korreferent: Kurt Müller

Tag der mündlichen Prüfung: 27.2.1975



INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
1. EINLEITUNG	3
2. KRIMINALITÄT	6
2.1 Soziologische und sozialpsychologische Theorien	8
2.1.1 Kritik an den soziologischen Theorien	14
2.2 Lernpsychologische Theorien und Forschungsergebnisse	17
2.3 Die Primärtheorie von JANOV	22
2.4 Psychoanalytische Theorien	26
2.4.1 Kriminalität, basierend auf Verwahrlosung und Psychopathie	29
2.4.2 Neurotisch bedingte Kriminalität	51
2.4.3 Die Kriminalität der Frau	54
3. AGGRESSION - Theorien zu ihrer Genese und Funktion	61
4. SUIZIDALITÄT	70
4.1 Einleitung	70
4.2 Soziologische und sozialpsychologische Theorien	74
4.3 Psychologische Theorien	86
4.3.1 Lerntheoretische Beiträge	86
4.3.2 Motivationstheoretische Beiträge	89
4.3.3 Klinisch-psychologische Beiträge	92
4.3.3.1 Psychoanalytische und verwandte Theorien	101
4.3.4 Empirische Untersuchungen	117
4.4 Die Suizidalität bei Kriminellen	125

	Seite
5. ALLGEMEINE HYPOTHESEN	135
6. METHODE der eigenen Untersuchung	138
6.1 Probanden	138
6.2 Verfahren	140
6.2.1 Aktenauszüge	141
6.2.2 Anamnese	142
6.2.3 Hamburg-Wechsler-Intelligenztest	145
6.2.4 Rorschach-Test	147
6.2.5 E-N Fragebogen (Bengelmann)	152
6.2.6 F-Aggressionsfragebogen (SELG)	155
6.2.7 Thematischer Apperzeptionstest	158
6.2.8 Verhaltensbeobachtung	163
6.3 Durchführung der Untersuchung	164
6.4 Spezielle Hypothesen	167
6.5 Signifikanzprüfung	173
7. ERGEBNISSE	174
8. DISKUSSION	183
8.1 Diskussion der Einzelergebnisse	183
8.2 Diskussion des Gesamtergebnisses	191
8.3 Schlußfolgerungen für den Strafvollzug	199
9. FALLDARSTELLUNGEN	204
10. ZUSAMMENFASSUNG	213
11. ANHANG	215
12. LITERATURVERZEICHNIS	222

1. EINLEITUNG

Die Frage nach den Ursachen von Kriminalität und Suizidalität hat zunehmend an Interesse in Wissenschaft und Öffentlichkeit gewonnen.

Dazu trug u.a. die Diskussion um einen veränderten Strafvollzug bei, der für eine gezielte sozialtherapeutische Arbeit an Delinquenten umfassende Kenntnis über die Ursachen und genügend geschulte Fachleute verlangt.

Andererseits wird immer wieder deutlich, daß der Suizidversuch kein einmaliges Ereignis sondern den Abschluß einer Entwicklung darstellt, deren Korrektur meist einer längeren Behandlung bei Einsicht in die Ursachen bedarf.

Wie KAUFMANN (1971) kann man dabei von Entstehungszusammenhängen der Kriminalität und Suizidalität sprechen, womit der Vielschichtigkeit der Ursachen Rechnung getragen wird. Der Ausführung einer kriminellen oder suizidalen Handlung geht meist das Zusammenwirken von Bedingungskonstellationen aus der sozialen Umwelt und Persönlichkeit voraus.

Es kann nicht Aufgabe einer einzelnen Arbeit sein, dieses komplizierte Geflecht von Faktoren in seiner Ganzheit zu erforschen, vielmehr müssen die verschiedenen Faktoren unter unterschiedlichen Aspekten von verschiedenen Seiten erforscht werden, bevor eine Zusammenfassung möglich und sinnvoll wird. Andernfalls besteht bei einem zu großen Quantitätsanspruch Gefahr, daß es den Ergebnissen an Spezifität und Exaktheit fehlt.

Kriminalität und Suizidalität stehen sich im Thema dieser Arbeit nicht zufällig gegenüber, sondern aufgrund vieler Gemeinsamkeiten, was soziale wie psychische Faktoren betrifft, so z.B.:

gestörte Familienverhältnisse ("broken home"), abnorme Bindungen und eine gestörte Ich-Entwicklung mit geringer Frustrationstoleranz, ungenügender Realitätskontrolle, mangelhafter intrapsychischer Regulationsfähigkeit, Neigung zu primitiven motorischen Impulshandlungen, Beziehungslosigkeit zu sich und zur Umwelt, Minderwertigkeitsgefühle, mangelnde Wertintegration u.a.

An entscheidenden Unterschieden lassen sich ein stärkeres Ausmaß von inneren Ängsten und Schuldgefühlen und vor allem eine andere Richtung der in beiden Fällen vorhandenen Aggression bei den Suizidanten vermuten.

Berücksichtigt man aber, daß auch Kriminelle und im Extremfall Psychopathen, also Personen, denen man im allgemeinen einen Mangel an Aggressionshemmungen und Schuldgefühlen zuschreibt, Suizid begehen, so können diese Merkmale nicht die maßgeblich unterscheidenden sein, oder sie verlangen eine weitgehende Differenzierung.

Das Verhalten krimineller und suizidaler Personen scheint sich nicht auszuschließen, vielmehr muß man nach den Faktoren fragen, die in ihrem Zusammenwirken bei Kriminellen suizidale Handlungen bedingen.

Die vorliegende Arbeit beabsichtigt eine Annäherung an dieses Ziel, indem sie psychoanalytisch ausgerichtet nach psychodynamischen Bedingungen für Suizidversuche bei weiblichen Delinquentinnen fragt. Mittels Anamnese, Tests und Fragebogen soll die Persönlichkeitsstruktur von suizidalen Kriminellen erforscht werden.

In diesem Zusammenhang bietet sich auch FREUDS These von der nach innen gerichteten Aggression bei Suizid zur Überprüfung an, wichtiger könnte aber das Auffinden von Testkriterien oder Bedingungen zur Suizidprophylaxe oder -behandlung werden.

Eventuell ergeben sich Anhaltspunkte, wo weitere Forschung dringlich wäre.

Zur Präzisierung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Kriminalität und Suizidalität und der Gewinnung von Hypothesen sollen zunächst die einzelnen Problemkreise getrennt erörtert werden.

2. KRIMINALITÄT

Einleitung:

Es scheint offensichtlich, daß die Kriminalität ein Problemkreis ist, zu dessen Erklärung Theorien der verschiedensten Disziplinen wie Soziologie, Psychologie, Kriminologie integriert werden müssen.

Lange genug hat die Kriminalpsychiatrie, wie besonders MOSER (1971) kritisiert, durch die Anwendung eines somatisch-biologisch orientierten Krankheitsbegriffs ein repressives Strafrecht gestützt. Frühe Persönlichkeitsverformungen des Kriminellen werden nicht entlastend gesehen, sondern der Schuld des Einzelnen zugerechnet, die Gesellschaft bleibt schuldlos.

REIWALD (1948) entwickelte hierzu die Gedanken, daß die Gesellschaft nicht nur die Verbrecher hervorbringt, sondern auch als Projektionsschirm für eigene Affekte braucht und zu erhalten versucht.

Ähnlich argumentiert NAEGELI (1960): "Das eigene Böse, das man fürchtet und haßt, wird im Sinne eines unbewußten Vorganges auf andere Menschen, auf den sogenannten "Sündenbock" projiziert und in diesem gehaßt, bekämpft und abreagiert, ein Phänomen, das nicht nur individuell sondern auch kollektiv auftritt." (S. 9)

Für solch einem Sündenbock eignet sich besonders gut der Kriminelle.

Auch für die Psychologie besteht die Gefahr der Einseitigkeit, wenn sie die Ursachen von Persönlichkeitsstörungen rein individual-psychologisch zu erklären versucht ohne Rückgriff auf soziokulturelle Determinanten.

So erscheint es vereinfacht, wenn PHILLIP (1967) für den von ihm

herausgefundenen unverhältnismäßig großen Anteil an ungelernten Arbeitern bei Triebtätern mit Suizidversuchen als Erklärung die dieser Gruppe eigene Leistungsinsuffizienz anführt. Er folgert: "Somit ist diese Delinquenzform nicht einer bestimmten sozialen Schicht - soweit in unserem Kulturkreis überhaupt noch davon gesprochen werden kann - zuzuschreiben." Er läßt dabei unberücksichtigt, daß in der Unterschicht wesentlich schlechtere Lernmöglichkeiten bestehen, was zum großen Teil sozial bedingt ist.

Auch von Seiten der Soziologie, wie z.B. bei SACK und KÖNIG (1968), kommen Tendenzen, einen interdisziplinären Forschungsansatz überflüssig zu machen, u.a. wenn sie den Kriminellen als völlig gesund und normal ansieht, wovon noch die Rede sein soll.

Im folgenden sollen die verschiedenen Forschungsansätze herausgearbeitet werden, um einen Überblick zu ermöglichen, und um die verschiedenen Theorien zueinander in Beziehung setzen zu können.

2.1 Soziologische und sozialpsychologische Theorien zur Kriminalität

Die sozialen Probleme zu Beginn dieses Jahrhunderts waren der Ausgangspunkt für die Entwicklung der Kriminalsoziologie, wobei ausgedehnte deutsche Forschungen noch selten sind.

Es ergibt sich daraus bei vielen Ergebnissen die Schwierigkeit, ob man sie unbesehen auf deutsche Verhältnisse übertragen kann.

Ein noch größeres Problem für diese Arbeit besteht darin, inwieweit meist bei männlichen Jugendlichen gewonnene soziologische Erkenntnisse für Frauen gültig sind, zumal sie bei Bandenkriminalität und Delinquenz überhaupt weniger vertreten sind.

Kriminalität wird im folgenden als soziale Tatsache interpretiert, die nur erklärt werden kann durch andere soziale Tatsachen.

DURCKHEIM (in SACK und KÖNIG 1968) sieht das Verbrechen als normal an, da er eine davon freie Gesellschaft für nicht möglich hält. Als krankhaft könne lediglich ein Zuviel oder Zuwenig an Kriminalität bezeichnet werden.

Er versteht unter Verbrechen die Verletzung stark ausgeprägter Kollektivgefühle, weshalb zur Verhinderung von Kriminalität diese Gefühle im Einzelnen und damit in der ganzen Gemeinschaft gestärkt werden müßten.

Es bestehe aber nicht die Möglichkeit, alle Kollektivgefühle so zu verstärken, daß niemand mehr dagegen verstößt, da aufgrund verschiedener Umweltbedingungen und erblicher Vorbedingungen jedes Bewußtsein anders sei.

DURCKHEIM folgert daraus: "Das Verbrechen ist also eine notwendige Erscheinung, es ist mit den Grundbedingungen eines jeden

sozialen Lebens verbunden und damit zugleich nützlich. Denn die Bedingungen, an die es geknüpft ist, sind ihrerseits für die normale Entwicklung des Rechtes und der Moral unentbehrlich." (S. 6)

Das Verbrechen könne auch unmittelbar eine Wandlung bewirken, wenn es Traditionen abbaue, die nicht mehr mit den Existenzbedingungen übereinstimmten, in diesem Sinn sei es dann "regulärer Wirkungsfaktor des sozialen Lebens."

PARSONS (1968) untersucht anhand eines normativ-funktionalen Modells Prozesse, die Widerstand gegen die Erwartungskonformität auslösen und Mechanismen, die diese abfangen oder abbauen.

Diese Motivationsprozesse vollzögen sich zwar innerhalb der Persönlichkeitsstruktur individueller Akteure, die Motivationsstrukturen selbst seien jedoch Resultat vorangegangener Interaktionen.

So sieht PARSONS abweichendes Verhalten als Problem der sozialen Interaktion und analysiert als dies betreffende Gesichtspunkte einerseits die Orientierung des Akteurs, andererseits die Integrationstendenz des Systems.

Im ersten Fall wäre ein Akteur versucht, im Widerspruch zu einer oder mehreren institutionalisierten Normen zu handeln, wobei soziale Kontrollmechanismen Motivationsprozesse in seinem Verhalten oder dem seiner Interaktionspartner darstellten.

Andererseits bedeute abweichendes Verhalten, vom Interaktionssystem her gesehen, das Bestreben von Akteuren, das Gleichgewicht des Interaktionsprozesses zu stören. Unter der Voraussetzung der Integration des Handelns in ein mehr oder weniger institutionalisiertes Normensystem definiert PARSONS dann abweichendes Verhalten "als ein Verhalten, das entweder das Interaktionssystem verändert oder zu einem Reequilibrationsprozeß führt, der durch Gegenkräfte - die Mechanismen sozialer Kontrolle - in Gang gebracht wird." (S. 10)

MERTON (1957) u.a. beziehen sich mit ihren theoretischen Erklärungen zur Kriminalität vorwiegend auf amerikanische Verhältnisse. MERTON selbst sieht einen Zusammenbruch der kulturellen Struktur unter den Bedingungen der Anomie, d.h. einer starken Diskrepanz zwischen kulturellen Normen und Zielen einerseits und den sozial strukturierten Möglichkeiten andererseits, in Übereinstimmung hiermit zu handeln. Es entstehe in größerem Umfang eine Tendenz zur Innovation, wie er kriminelles Verhalten bezeichnet, wenn das kulturelle Wertsystem gemeinsame Erfolgsziele für die ganze Bevölkerung erstrebenswert mache, während die Sozialstruktur aber die Möglichkeit zur Verinnerlichung allgemein gebilligter Normen zur Erreichung dieser Ziele verhindere und auch die Ziele blockiere.

Es komme dann mit der Wahl illegitimer Mittel zu kriminellm Verhalten.

COHEN (1961) kritisiert an MERTONS Theorie, daß sie mit der Erklärung von Kriminalität als zielgerichtetem abweichenden Verhalten zu einseitig sei.

COHEN wandte die Theorie auf gewalttätige Bandendelinquenz an und fand in diesem Zusammenhang Aggressionen, die nicht von Nützlichkeitsabwägungen bestimmt waren. Unter der Annahme, daß die kulturspezifischen Erfolgsnormen auch in der Unterschicht verinnerlicht werden, sieht er verschiedene Anpassungsprobleme bei Kindern der Unterschicht, wenn sie nach der Schulentlassung ihre geringen Erfolgsmöglichkeiten wahrnehmen.

Der Grad ständig erlebter Frustration hänge stark ab vom Grad des Gewährwerdens des eigenen Versagens am Bild der Erfolgreichen. Die aus diesen Erfahrungen resultierenden Gefühle der Minderwertigkeit, Ablehnung und Feindseligkeit mußten erträglich gemacht werden, was in Banden möglich sei. Sie schaffe bei krimi-

neller Orientierung Statuskriterien, nach denen die Jugendlichen leben könnten. Dabei werde es den Jugendlichen durch den Mechanismus der Reaktionsbildung möglich, Schuldgefühle zu überwinden, die aus der Ablehnung von Mittelklassenormen und dem Bejahen entgegengesetzter Richtlinien resultierten.

MOSER (1970) kritisiert, "daß COHEN im Interesse seiner Theorie das Frustrations- und Aggressionspotential außer acht läßt, das Kinder solcher Familien aus ihren Sozialisationserfahrungen mitbringen, noch bevor sie den Frustrationen der Sozialstruktur ausgesetzt waren." (S. 34)

SYKES und MATZA (1957) gehen über COHENS Erklärung für kriminelles Verhalten hinaus; der Schritt von neuentstandenen subkulturellen Normen zu entsprechendem Verhalten geschehe nicht zwangsläufig. Die kulturellen Normen würden nämlich selten ganz überwunden, was sich u.a. in Schuldgefühlen bei der Festnahme und der Bewunderung von gesetzestreuen Personen zeige.

Vielmehr gebrauchten diese Jugendlichen zur vorübergehenden Aufhebung des Normendrucks entlastende Techniken. Darunter verstehen SYKES und MATZA die "Verneinung der Verantwortlichkeit und der Schädigung", die "Verneinung des Opfers", die dieses selbst als den Schädiger hinstellt und die "Verdammung der Verdammer". (S. 253)

MILLER (1958) widerspricht sowohl COHEN, wie SYKES und MATZA, wenn er aufgrund eigener empirischer Forschungen zu dem Schluß kommt, daß die Normen der Mittelschicht in weite Bereiche der Unterschicht gar nicht vorgedrungen sind. Hier finde eine Orientierung nach eigenen Werten statt, die die Wahrscheinlichkeit von kriminellem Verhalten von vornherein begünstigt.

Dies käme der Theorie von DURCKHEIM nahe.

Zu diesen schichtimmanenten "focal concerns", wie MILLER es nennt, komme es einerseits durch eine gestörte Geschlechterrollenidentifikation, die aus der mangelnden Integration der heterosexuellen Rollen in Unterschichtfamilien resultiere, wo die Mutter meist dominierend sei; andererseits sei der Statuswettbewerb innerhalb der Gruppe deshalb von so Übertragender Wichtigkeit, weil die Gesellschaft einen legitimen Statuserwerb so erschwere.

Nach CLOWARD und OHLIN (1960) entstehen Anpassungsprobleme, "wenn Akte sozialer Konformität unter widrigen Umständen ausgeführt werden. Das Ergebnis ist die Suche nach Lösungen, die möglicherweise eben nicht konforme oder kriminelle sind." (S. 40)

Wie MERTON vertreten die Autoren eine strukturell-funktionale Theorie bezogen auf die Kriminalität jugendlicher Banden, die sie in drei subkulturelle Verhaltensmuster unterteilen: 1) die "kriminelle" Subkultur, die Straftaten begeht, um zu einem Einkommen zu gelangen, 2) die "Konflikt-Subkultur", bei der Gewalttätigkeit dem Statuserwerb dient und 3) die "Subkultur des Rückzugs", deren wesentliches Merkmal die Einnahme von Rauschgift ist.

Alle drei Gruppen streben dabei Ziele an, die unter Einhaltung gültiger Mittelklassennormen für sie nicht erreichbar sind, weshalb sie dafür neue Normen entwickeln müssen.

Ohne dabei psychologische Kriterien zu berücksichtigen, halten CLOWARD und OHLIN die "Entfremdung" aufgrund von Mißerfolg oder die "Antizipation von Mißerfolg" für wesentliche Gründe, daß sich kriminelle Subkulturen bilden.

Der Einzelne brauche bei Anerkennung abweichender Normen die Unterstützung der Gruppe. "Kollektive Unterstützung dagegen kann Beruhigung und Sicherheit geben und die nötige Bekräftigung des Bezugsrahmens, dem die breitere Welt feindlich und miß-

billigend gegenübersteht." (S. 45)

Die Autoren widersprechen sich insofern, als sie im folgenden die kriminelle Subkultur als Lernmilieu neben der Motivation für abweichendes Verhalten voraussetzen. Damit wird aber eine Erklärung für das Entstehen von kriminellem Verhalten wieder zurückgezogen, wenn der Einzelne einfach in kriminelle Normensysteme hineinwächst.

Eklatant ist bei all diesen soziologischen Beitrügen das mehr oder minder ausgeprägte Fehlen psychologischer Variablen und empirischer Kontrollen.

Als extremer Vertreter dazu läßt sich SACK (1968) zitieren, der Kriminalität als "negatives Gut" in der Gesellschaft mit gleicher Häufigkeit verteilt sieht wie die positiven Güter und meint, daß ein Angehöriger bestimmter sozialer Schichten "damit rechnen muß, daß sein Verhalten eine größere Wahrscheinlichkeit in sich trägt, von anderen, insbesondere aber von den Trägern der öffentlichen sozialen Kontrolle, als abweichend bzw. kriminell definiert zu werden, als jemand, der sich in gleicher Weise verhält, jedoch einer anderen sozialen Schicht angehört oder aus einem intakten Familienmilieu kommt." (S. 472/73)

Wenn dieser Schluß auch in vielen Fällen, wie z.B. der Wirtschaftskriminalität berechtigt erscheint, so ist er doch sicherlich nicht allgemeingültig.

2.1.1 Kritik an den soziologischen Theorien

Bisher fehlte in den soziologischen Ansätzen eine Erklärung des individuellen Verhaltens, d.h. es blieb z.B. die Frage offen, warum nicht weit mehr Angehörige der Unterschicht unter dem sozialen Frustrationsdruck kriminell werden oder sich Banden anschließen.

Die folgenden, bei MOSER (1970) wesentlich ausführlicher diskutierten, empirischen Untersuchungen befaßten sich mit Banden-kriminalität in den USA, müssen also mit Einschränkungen auf deutsche Verhältnisse übertragen werden.

Es konnte im Gegensatz zu den vorangegangenen Theorien gezeigt werden, daß Persönlichkeitsvariablen für die Erklärung und Entstehung kriminellen Verhaltens von Bedeutung sind.

Zwar wurde durch SHORT und STRODTBECKS (1965) Forschungen die "Chancen-Struktur-Theorie" von CLOWARD und OHLIN insoweit bestätigt, daß lineare Beziehungen zwischen der Wahrnehmung blockierter Chancen und höherer Kriminalität (die zusätzlich durch die Wahrnehmung illegitimer Ausweichmöglichkeiten leicht verstärkt werde) bestehen. Individuelle Differenzen innerhalb der Gruppe bleiben damit weiterhin unklar.

Wie SPERGEL (1966) in eigenen Untersuchungen feststellte, darf man nicht ohne weiteres eine Eindimensionalität dahingehend erwarten, daß blockierte Chancen zur Ablehnung der damit verbundenen legitimen Normen und dann zu kriminellen Verhalten führen.

Diese Kette läßt sich weiter aufgliedern: unter blockierten Chancen dürfen nicht nur gesellschaftliche Ziele wie Status bei CLOWARD und OHLIN verstanden werden, sondern nach YABLONSKY (1962) kommt es dazu auch durch individuelle pathologische Er-

scheinungen, die die "Einübung in angemessene soziale Rollen verhindern."

Wie SPERGEL und SHORT u. STRODTBECK fand er manigfaltige Persönlichkeitsstörungen bei Bandenmitgliedern, was den Theorien vom "normalen Kriminellen", der nur in kriminelle Normen hineinwächst oder neue Normen als Lösungsmöglichkeiten bei sozialstrukturellen Frustrationen schafft, erheblich widerspricht.

Wo angemessene Sozialisationsbedingungen fehlten, erfolgten die Frustrationen nicht erst bei Eintritt ins Erwachsenenalter, sondern der gestörte Jugendliche brauchte Rückhalt in der Bande zur Regulierung seiner persönlichen Probleme und Gefühle der Unzulänglichkeit.

Damit ergab sich in YABLONSKYS Untersuchungen wie auch bei JORAY (1960) nicht das Bild gesunder, sozial eingeeingter Jugendlicher, die sich zielgerichtet zusammenschließen, wie es u.a. CLOWARD u. OHLIN vertreten, sondern unterschiedliche individuelle Motivationen bestimmen den Bandenzusammenschluß.

Für deutsche Verhältnisse ergaben sich bei KAISER (1966) ähnliche Resultate. Die Bandenanführer waren meistens enttäuschte und verbitterte beruflich Gescheiterte, ohne daß aber ein objektiver beruflicher Chancenmangel für sie bestand.

KAISER führt das Scheitern im Beruf auf Persönlichkeitsvariablen zurück, deren Ursprung in ungünstigen familiären Verhältnissen liege.

Auch SHORT u. STRODTBECK sehen die Bande eher als Sackgasse, wenn sich sozialgeschädigte Jugendliche dorthin als letzten Rückhalt zurückziehen und sich ihr auch gegen verinnerlichte Normen anpassen.

Die Autoren fanden mit Einstellungsmessungen heraus, daß delin-

quente wie nicht delinquente Jungen in bezug auf Mittelklassenormen und -ziele weitgehend übereinstimmen. Dies steht im Widerspruch zur These, daß eine Normenumkehr kriminellern Verhalten vorausgeht und daß die Verinnerlichung bestimmter Normen gradlinig zu entsprechendem Verhalten führt.

Die ausführliche Diskussion der soziologischen Theorien und Untersuchungen sollte die Bedeutung von sozial- und allgemeinpsychologischen Faktoren neben solchen soziologischer Art für die Entstehung von Kriminalität hervorheben.

Psychologische Faktoren scheinen sich als vermittelnde Variablen sowohl für Anomie wie zwischen Normen und Verhalten zu erweisen.

2.2 Lernpsychologische Theorien und Forschungsergebnisse

Viele Soziologen verwenden implizit lernpsychologische Prinzipien zur Erklärung ihrer Theorien, wie z.B. CLOWARD u. OHLIN, wenn sie argumentieren: "Das Individuum muß Zugang zu einem Lernmilieu haben und, nach vollzogener Einübung, die Erlaubnis zur Ausübung seiner Rolle." (S. 147)

SUTHERLAND (in SACK u. KÖNIG 1968) vertritt die ähnliche Auffassung, daß delinquentes Verhalten wie das meiste soziale Verhalten in sozialer Interaktion gelernt wird, wobei er das Lernen pauschal erweitert sowohl auf Techniken zur Ausführung von Verbrechen als auch auf Motive, Triebe, Rationalisierungen und Einstellungen, die für Gesetzesübertretungen günstig sind. Individualpsychologische Variablen bleiben wieder unberücksichtigt.

EYSENCK (1964) bietet daraus einen Ausweg, wenn er bei Kriminellen von einem Mangel an bedingten Reflexen spricht, was auf physiologische Eigenarten des Nervensystems zurückgehe. Neben den konstitutionellen Faktoren mangelnder Konditionierbarkeit können auch soziale Bedingungen für das Entstehen krimineller Verhaltensweisen Bedeutung gewinnen, "wenn es in ihrer Umwelt an entsprechenden Bekräftigungen für ein moralisches und gesetzestreues Verhalten gefehlt hat." (EYSENCK u. RACHMAN 1968, S. 42) Dabei wird offensichtlich, daß die Autoren der Anlagehypothese den Vorrang geben angesichts der Schwierigkeiten zur exakten empirischen Beweisbarkeit von sozialpsychologischen Bedingungen.

Andere Lerntheoretiker gehen über die Hypothese der Anlagebedingtheit hinaus. Unter Annahme eines reaktiven Frustrations-Aggressionsmechanismus, der auch von Soziologen häufig verwendet wird, nimmt BERKOWITZ (1961) eine Erhöhung der Bereitschaft

zu aggressivem Verhalten bei häufig frustrierten Individuen an.

PALMER (1960) verglich 51 Mörder mit ihren Brüdern, die ihnen jeweils im Alter am nächsten standen und keinen Mord begangen hatten. Einerseits fanden sich bei den Mördern signifikant mehr in der Kindheit erlittene Frustrationen. Andererseits unterschieden sich die Mörder von ihren Brüdern signifikant darin, daß sie mehr sozial nicht akzeptable Aggressionen zeigten, während der Betrag an allgemeiner Aggression zwischen beiden Gruppen annähernd gleich war.

Man könnte daraus schließen, daß Frustration nicht gradlinig zur Erhöhung von Aggressionen führt sondern die Art der Aggression mitberücksichtigt werden muß.

Ferner bleiben bei der Annahme eines Frustrations-Aggressionsmechanismus intervenierende Variablen unberücksichtigt, die Frustrationen verschieden erleben und Verstärkungen unterschiedlich wirken lassen.

BANDURA u. WALTERS (1959) erweitern die oben genannte Annahme, indem sie die Abhängigkeit des Kindes von den Eltern einbeziehen und betonen. Bei Frustrierung der kindlichen Abhängigkeitsbedürfnisse werde die Identifikation mit den Eltern erschwert, weshalb diese Kinder aufgrund einer mangelhaften Entwicklung von Schuldgefühlen zuwändig internalisierte Kontrollen entwickelten.

Die Autoren glauben, daß die ursprüngliche, nicht universell vorhandene, Strafangst später durch eine andere Angst ersetzt werde muß, erst die durch Identifikationen entstandene Angst vor Schuldgefühlen hemme Aggressionen wirksam.

Wenn auch viele Feldstudien (GLUECK u. GLUECK 1950, SEARS 1961, HANCOCKS 1961 u.a.) diese Annahme über solche negative Erziehungs-

formen besonders in der Unterschicht stützen, die Abhängigkeitsbedürfnisse frustrieren und damit Identifikationen erschweren, so erscheint die Kritik von BERKOWITZ (1962) berechtigt: er bezweifelt, daß Frustration für die Entwicklung aggressiver Verhaltensweisen entscheidend ist und vermutet in vielen Fällen ein Lernen am Modell. Aggressive, gefühlskalte Eltern lassen eher aggressiv-bestrafende Erziehungsstile erwarten, so daß Kinder, die sie imitieren, nach dieser Theorie später ähnliche Verhaltensweisen haben. (BANDURA 1960)

Die Theorie des Modell- oder Imitationslernens versucht zu erklären, wie neuartige Verhaltensweisen bei einem Individuum entstehen können.

BANDURA u. HUSTON (1961) führen ein Experiment an, wie sich vier- bis fünfjährige Kinder signifikant aggressiver als eine Kontrollgruppe verhielten, nachdem man sie mit einem aggressiven Modell konfrontiert hatte, ohne daß Frustrationen oder Verstärkungen vorangegangen waren. Zusätzlich kommt es durch Imitationslernen zur Stärkung schon vorhandener Verhaltensweisen aufgrund des Abbaus von Hemmungen (BANDURA et al. 1961 u. 1963).

Für das Ausmaß der Hemmungsreduktion sei die Situation wichtig, da z.B. gerechtfertigt erscheinende Modellaggressionen stärker nachgeahmt wurden (s. BERKOWITZ et al. 1963 u. 1965a in CHRISTOPH-LEMKE 1970).

In gewisser Weise steht die Theorie des Bekräftigungslernens vermittelnd zwischen dem Frustrations-Aggressionsmechanismus und dem Modelllernen.

Strafe erwies sich nicht generell als negative Bekräftigung und damit als aggressionshemmend, sondern auch als aggressionssteigerndes Mittel (SEARS et al. 1953 u. 1957, SARASON 1965).

Wenn die Aggressionen bereits erfolgreich waren und Strafe erst danach folgte, so hatte zuvor schon eine positive Bekräftigung stattgefunden und die Wirkung der Strafe war eingeschränkt (SEARS et al. 1957).

Dabei bleibt Strafe noch am wirksamsten, wenn die Bestrafungssituationen den Situationen gleichen, wo späterhin aggressives Verhalten auftritt (CHILD 1954).

Ansonsten wird es möglich, daß Kinder ihren Eltern gegenüber, die sie für aggressives Verhalten bestrafen, weniger aggressiv sind, umso mehr aber gegen Personen und in Situationen, wo die Erzieher keinen Einfluß besitzen (SEARS et al. 1953a u. 1957 in CHRISTOPH-LEMKE 1970).

In solchen Fällen kommen mehrere Lernprinzipien zugleich zur Anwendung: Frustration erzeugt Aggression, eine Hemmung der Aggressionen entsteht als Funktion der Angst vor Strafe, die Verstärkung aggressiver Verhaltensweisen wird in außerfamilialen Situationen durch den Erfolg möglich, Eltern wirken als Aggressionsmodelle durch eigenes aggressives Verhalten, zusätzlich, wenn sie ihre Kinder zu Aggressionen gegen außerfamiliäre Personen ermutigen, so daß gleichzeitig noch eine Verstärkung aggressiver Verhaltensweisen durch Dulden, also das Ausbleiben negativer Bekräftigung einträte.

Die Lerntheorie bietet also diverse Theorien zur Erklärung von verschiedenem aggressiven Verhalten .

Mit SCHMIDT-MUMMENDEY (1971) kann man jedoch kritisieren, daß von den drei Klassen von Bedingungsvariablen für aggressives Verhalten, die sie herausstellt, eine bisher in der experimentellen Forschung zu wenig berücksichtigt wurde. Es sind die Unterschiede zwischen Individuen oder Gruppen von Individuen hinsichtlich verschiedenster Persönlichkeitsmerkmale, d.h.

individueller Differenzen in ihrem Einfluß auf Häufigkeit und Stärke aggressiven Verhaltens. Als Grund für dieses Fehlen führt sie die leichtere Kontrollierbarkeit von situativen Bedingungen an, die aggressives Verhalten provozieren oder darauf hemmend einwirken.

Diese Persönlichkeitsmerkmale sollen im nächsten Abschnitt herausgearbeitet werden.

2.3 Primärtheoretische Ergebnisse

Zur Primärtheorie:

JANOV (1974a) geht davon aus, daß jeder Mensch mit bestimmten Grundbedürfnissen wie solchen nach Nahrung, Wärme, Anregung geboren wird. Er nennt sie Urbedürfnisse.

"Urschmerz" ist die Folge davon, daß eines dieser Bedürfnisse nicht erfüllt wird: "Urschmerzen entstehen auf vielerlei Weise, und zwar immer dann, wenn es dem Kind nicht erlaubt ist, so zu sein, wie es ist" (1974a, S. 17).

Diese Schmerzen erzeugen im Menschen Spannung, die nach der Erfüllung der Urbedürfnisse drängt: "Each time an experience is unfelt because it cannot be integrated, tension ensues" (1972, S. 23).

Diese Spannung kann zwar entladen, nicht aber aufgehoben werden, solange die zugrundeliegenden Bedürfnisse unbefriedigt und ungefühlrt bestehen bleiben. Sie steigert sich mit jeder weiteren Unterdrückung von Bedürfnissen. "Jahre solcher Unterdrückung können einen Zustand erzeugen, in dem die Gefühle nicht mehr erkannt werden" (1974a, S. 18). Das Kind hat es dann gelernt, sich von seinen Bedürfnissen abzuspalten, da ihre Nichterfüllung oder Bestrafung die Schmerzen steigerte.

"Dies bedeutet, daß es zu einer gespaltenen Persönlichkeit wird .. gespalten in ein reales Selbst und die Fassade, die es vor seinen Eltern aufrechterhalten muß, indem es zum Beispiel freundlich und respektvoll ist" (1974a, S. 18). "So ereignet sich der Sprung vom unterdrückten zum neurotischen Kind" (S. 19).

JANOV spricht also dann von einer Neurose, wenn die Spannung so stark geworden ist, daß der Mensch seine Bedürfnisse und Schmerzen eher unterdrückt und abwehrt, als sie fühlt, und wenn

das irrealer Selbst über das reale vorherrscht, "One severe trauma or many accumulated smaller ones can produce that critical qualitative leap from a tense person to a neurotic one" (1972, S. 23).

Das Kind erkennt dann, daß es, so wie es ist, von seinen Eltern nicht geliebt wird. Diese Erkenntnis kann es nicht ertragen, so daß es sie augenblicklich in einem unbewußten Prozeß verdrängt: "Es wird so, wie es sein muß, damit es mit seinen Eltern Überleben kann" (1974a, S. 19).

Ein neurotisches Kind hat eine Abwehr gegen sein reales Selbst errichtet, so daß es seine wirklichen Bedürfnisse nicht mehr fühlt und ohne Anstrengung zurückhalten kann. Damit sind die meisten Handlungen nicht mehr real, sondern stellen in erster Linie einen Kampf um die Liebe der Eltern dar.

Auch der neurotische Erwachsene muß weiter in irrealer und symbolischer Weise handeln, da er bestimmte Urbedürfnisse nicht fühlen kann. Er kämpft wie das Kind um die nie erhaltene Liebe der Eltern, nur tut er es symbolisch, indem er z.B. einen den Eltern ähnlichen Partner sucht oder unmaßig ißt als Ersatzbefriedigung für vermißte Elternliebe. "Eine Neurose ist die symbolische Darstellung des Urschmerzens. Sich gegen den Schmerz zu verteidigen ist, nach unserer Definition, symbolisches Handeln, denn den Schmerz fühlen, heißt real sein - seine eigenen Bedürfnisse zu fühlen und zu versuchen, sie auf realen Wegen zu befriedigen" (1974a, S. 21).

Für JANOV besteht das Ziel seiner Therapien darin, daß verleugnete Urbedürfnisse und nicht gefühlte Urschmerzen wiedererlebt und gefühlt werden, was zu einem Urerlebnis führen wird. Der Neurotiker braucht sich dann nicht mehr gegen diese Schmerzen zu verschließen und kann seine Abwehr dagegen aufgeben, eine Abwehr, die für ihn als hilfloses Kind notwendig zum Überleben war.

"Ein Urgefühl zu unterdrücken, bedeutet den Versuch, eine Erklärung für dieses Gefühl in der Gegenwart zu finden und sich vorzustellen, daß dieses Gefühl von irgendetwas herrührt, was gegenwärtig geschieht" (1974a, S. 23). Nach dem Wiedererleben dieses Urgefühls kann der sinnlose Kampf aufgegeben werden, mit gegenwärtigen Lebensumständen und Beziehungen solche der Kindheit wiederherzustellen, "um symbolisch einen anderen Schluß herbeizuführen" (S. 23).

Zu Destruktion und Mord aus der Sicht der Primärtheorie

"Almost every bizarre (as opposed to planned) murder and perversion is an encapsulated Primal" (1972, S. 107). Mord und Gewalt wie auch Perversion sind also für JANOV nicht bewußtgewordene Urerlebnisse. Aus der Vergangenheit stammende Gefühle gewinnen in einem Zustand verminderter Bewußtheit Oberhand über die gegenwärtige Situation und drängen zum Ausagieren, da das Fühlen selbst abgewehrt wird:

"What happens in bizarre murder is that a Primal Scene is thrust upon the person, reawakening all the latent power of the Primal feeling, which then drives the person to act-out" (1972, S. 108).

Wäre dieser Mörder zur gleichen Zeit in therapeutischer Behandlung gewesen, so hätte die aktuelle Situation wohl zu einem Urerlebnis und nicht zu einem Mord geführt. Stattdessen richtet er seine Affekte gegen Personen, die ihn ähnlich behandeln wie ehemals seine Eltern in der Kindheit. So kann z.B. eine untreue Freundin von ihrem Freund wesentlich stärker gehaßt werden, als es der gegenwärtigen Situation entspricht, weil sie ihn an seine unzuverlässige Mutter erinnert.

Die aus verdrängten Urschmerzen resultierende Spannung kann aber auch dazu führen, daß jemand andere Menschen provoziert. Er mag

dann einen Grund suchen, sie umzubringen oder zusammenzuschlagen anstelle z.B. des Vaters, gegen den er nie ankam.

Dies wäre wieder ein Beispiel für den Versuch, in der Gegenwart Kindheitssituationen zu einem anderen Ende zu führen, was nicht mehr möglich ist.

JANOV (1972) sieht deutlich, daß Inhaftierung und Anpassung das Grundproblem solcher Menschen nicht lösen können, solange sie nicht wiedererleben, welche Schmerzen sie durch Ausagieren abwehren müssen.

2.4 Psychoanalytische Theorien

Im folgenden werden die der Kriminalität zugrundeliegenden Persönlichkeitsbedingungen unter psychoanalytischem Gesichtspunkt analysiert.

KÜNZEL (1965) verwendet als Arbeitshypothese ein Vorstellungsmodell, das von BRANDT (1960) stammt, aber bereits auf AICHHORN (1925) zurückgeht. Es soll die Verknüpfung von Umwelt- und Anlagebedingungen, charakterologischen Zusammenhängen und auslösenden Anlässen für kriminelle Verwahrlosungserscheinungen verdeutlichen (KÜNZEL, S. 18):

Ursachen, bzw. Entstehungsbedingungen	Grundlage (Charakterstruktur)	Anlaß	Symptomatik (manifestes Erscheinungsbild)
keine Umwelt- und Anlageschäden	normal reagier. Struktur mit sozial angepaßtem Über-Ich	Konfliktsituation - ungewöhnl. Belastung	Kriminelle Verwahrlosungserscheinungen und event. psych. und psychosomatische
keine U.- und A.-schäden, aber Leitbilder, die von der soz. Norm abweichen	normal reagier. Struktur mit antisozialem Über-Ich	Konfliktsituation, kann fehlen	Begleitsymptome (manifeste Verwahrlosg.)
primäre und sekundäre U.-schäden u. begünstigende Anlagefaktoren	Neurosenstruktur (latente Verwahrlosung)	Konfliktsituation	Begleitsymptome (manifeste Verwahrlosg.)

Ursachen, bzw. Entstehungsbedingungen	Grundlage (Charakterstruktur)	Anlaß	Symptomatik (manifestes Erscheinungsb)
sehr frühe primäre u. sek. U.-schäden u. begünstigende Anlagefaktoren	Verwahrlosungsstruktur (latente Verwahrlosung)	Konflikt-situation	Kriminelle Verwahrlosungserscheinungen u. event.
Psychosen, Schwachsinn u. 8. cerebrale Störungen und Umweltbedingte Folgeerscheinungen	defekte psychische Struktur	Konflikt-situation, kann fehlen	psych. und psychosomatische Begleitsymptome (manifeste Verwahrlosung)

Psychoanalytisch interessant erscheinen in diesem Schema hauptsächlich die Kriminellen mit Neurosen- und Verwahrlosungsstruktur. Zur 2. Kategorie des Schemas fand sich schon Kritik von LITZEL (1966) u. SHORT u. STRODTBECK (1965) bezüglich ihrer Allgemeinheit. Es bleibt fraglich, ob es sich hierbei um die "Normalen Kriminellen" (Mc CORD 1964) handelt, d.h. um an eine asoziale Subkultur durchaus angepaßte Berufsverbrecher, die das Gros der Kriminellen ausmachen.

Für eine differenzierte Betrachtung der Kriminalität wird die im Schema angedeutete Unterscheidung wichtig, ob die Delinquenten primär eine Neurosen- oder Verwahrlosungsstruktur haben, was im folgenden aufgezeigt werden soll.

Mit Struktur ist im Schema die Charakterstruktur gemeint. Psychoanalytisch gesehen, sind Strukturen relativ dauerhafte seelische Formationen. "Die Fundamente, die gleichsam kleinste strukturell-

Einheit ist die Gedächtnisspur" (Loch 1971, S. 13).

Solche Strukturen, wie z.B. auch Abwehrmechanismen, vermitteln zwischen inneren Reizen und äußeren Anforderungen, so daß zwischen Stimulation und Verhalten keine gradlinige Beziehung besteht.

Es, Ich und Über-Ich sind hypothetische Instanzen innerhalb dieses Strukturmodells, die bestimmte Funktionen und je nach ihrer spezifischen Art und Stärke unterschiedlichen Einfluß auf die Persönlichkeitsstruktur haben.

Neurosen bzw. Neurosenstrukturen entstehen durch Konflikte zwischen diesen Instanzen innerhalb der Persönlichkeit.

Von Verwahrlosung bzw. Verwahrlosungsstrukturen wird eher dann gesprochen, wenn Schäden oder eine unzureichende Ausbildung von Strukturen vorliegen. Dies führt zu einem labilen Persönlichkeitsgleichgewicht und erschwert die Integrierung und Vermittlung eigener Wünsche mit solchen der Umwelt.

Die folgende idealtypische Abhandlung soll nicht darüber hinwegtäuschen, daß beide Strukturen auch bei einer Person gleichzeitig vorhanden sein können.

2.4.1 Kriminalität, basierend auf Verwahrlosung und Psychopathie

Exkurs zur Psychopathie:

Die Verwendung des Begriffs "Psychopathie" ist immer noch sehr umstritten. Während er in der Kriminalpsychiatrie und Kriminologie noch häufig nach SCHNEIDERS (1950) Einteilung in Willensschwache, Gemütskalte, Geltungsbedürftige und Explosible verwendet wird, neigt die Psychoanalyse eher dazu, ihn fallenzulassen und der Neurose (PARIN 1961) oder Borderline-Symptomatik unterzuordnen.

Während BRÄUTIGAM (1968) den Psychopathen als "extravertierte, zum Agieren neigende, für ihre Konflikte uneinsichtige und sie nach außen projizierende Neurotiker" (S. 136) definiert, sieht KUIPER (1968) die Ursache in einem Defekt aufgrund von "Entwicklungsstörungen infolge psychogener und/oder organischer und konstitutioneller Faktoren." (S. 95)

Er setzt allerdings hinzu, daß sich neurotische Konflikte manchmal auf dem Boden eines Defektes abspielen und daß Defekte die Verhinderung für eine gesunde Konfliktlösung sein können.

"Defekt" wird von KUIPER nicht im eng psychiatrischen Sinn gebraucht, daß es sich um die irreversible Persönlichkeitsschädigung nach einem psychotischen Schub handelt. Defekt steht im Gegensatz zu Konflikt und beinhaltet u.a. ungenügende Strukturbildung und unzureichend ausgebildete Ich-Funktionen.

KUIPER versteht den Defekt als behandelbar, aber unter Anwendung anderer Techniken als bei einem Konflikt.

KUTTER (1967) nennt als Ursache ebenfalls angeborene Störungen wie auch erworbene psychogene Schädigungen. Betont wird die frühe affektive Verwahrlosung (BOWLBY 1951) und das Fehlen primärer Identifikationen (KUTTER), woraus eine ausgeprägte Ichschwäche (KUTTER, BRÄUTIGAM) und ein sehr labiles Gleichgewicht resultieren

Die Existenz von Schuldgefühlen und eines Über-Ichs ist umstritten. Mc CORDS (1961) sprechen von einer "fundamentalen Störung der Gewissensbildung", ohne Ausbildung von Schuldgefühlen, was JOHNSON u. SZUREK (1952) differenzierter als Über-Ichdefekt in umgrenzten Verhaltensbereichen sehen.

Möglicherweise wird kein sehr stabiles Über-Ich aufgebaut, ohne daß es aber ganz fehlt (BRÄUTIGAM 1968) oder es wird mit Hilfe spezifischer Abwehrmechanismen verleugnet und umgangen (PARIN 1961).

Gibt man die Hypothese der Anlagebedingtheit und Über-Ichlosigkeit bei Psychopathie auf, so bleiben kaum genetische und psychodynamische Charakteristiken, die sie bezüglich Charakterstruktur grundsätzlich von Kriminalität aufgrund struktureller Verwahrlosung unterscheiden. Dies heißt aber nicht, daß Psychopathie stets zu manifesten Verwahrlosungserscheinungen führen muß.

JENKINS (1960) schlägt dazu vor, "daß der Psychopath nur das Extrem eines Kontinuums ist, das heißt, die bedeutsame Frage eher eine des Grades als der Kategorisierung ist ..." (S. 324). In diesem Sinn soll Psychopathie im folgenden verwendet werden. Anzumerken bleibt, daß sie von neurotischer Kriminalität zu unterscheiden ist und Kriminalität nicht als eine besondere Form des Agierens auf der Grundlage der Psychopathie (KUTTER 1967) zu verstehen ist. Vielmehr ist der Psychopathiebegriff mit dem des Kriminellen nicht identisch, wenn auch viele Verbrecher Psychopathen sind. "Latente Rechtsbrecher, analog den latenten Verwahrlosten von AICHHORN, sind häufig Psychopathen. Verwahrlosung ist noch keine Psychopathie, auch wenn sie zu asozialem Verhalten führt" (PARIN 1961, S. 1).

Wenn Psychopathen das Extrem eines Kontinuums darstellen, so heißt dies noch nicht, daß sie mit größerer Wahrscheinlichkeit schwerwiegende Verbrechen begehen, vielmehr können sich bei ihnen andere

oder anders motivierte Delikte oder auch nur andere abweichende Verhaltensweisen ergeben.

Auf der Suche nach bestimmten Defiziten bei Kriminellen mit einer Verwahrlosungsstruktur läßt sich unter genetischem und strukturellem Aspekt fragen nach den Objektbeziehungen in der frühen Kindheit und der Triebverfassung, der Über-Ichbildung, der Ichentwicklung. Besonders der erste und zweite Gesichtspunkt gehen dabei letztlich auf AICHHORN (s. DECHENE 1969) zurück.

Frühkindliche Objektbeziehungen und Triebverfassung:

Es herrscht weitgehend Übereinstimmung über ungünstige Umweltbedingungen als Voraussetzung für die Entstehung von Kriminalität. Grob betrachtet lassen sich drei verschiedene Konstellationen von solchen Umwelteinflüssen nennen: .

1) das Fehlen früher Objektbeziehungen, Übermäßige Strenge (AICHHORN 1925, GLUECK 1950) mit unverhüllter Ablehnung und Vernachlässigung (MOSER 1970), wiederholt eintretender Abbruch der primären Objektbeziehung (BRÄUTIGAM 1968, BENNETT 1960), Entbehrung an Liebe (FREUD, ABRAHAM in DECHENE);

2) extreme Verwöhnungen seitens der Umwelt oder die Möglichkeit zwischen mehreren Liebesobjekten auszuweichen (AICHHORN). KÜNZEL (1971) versteht daher Verwöhnung als "alles gewähren, d.h. keinen Halt geben", was auch starke Gleichgültigkeit seitens der Erzieher verbergen kann;

3) eine inkonsequente Erziehung, wo entweder wechselnde Einflüsse vorherrschen (KÜNZEL aaO.), Verwöhnungen neben Versagungen zuteil werden (DÜHRSEN 1969, BENNETT 1960) oder sich die beiden Elternteile in der Erziehung widersprechen (MOSER 1970, RICHTER 1963).

KUTTER, BRÄUTIGAM und MOSER (aaO.) sind sich darin einig, daß es sich bei der Psychopathie um eine sehr frühe Störung handelt, wobei

MOSER (1970) zur Genese die "mit ihr verbundene unverhülltere und brutalere Form von Ablehnung, Vernachlässigung und drastischer Ambivalenz" seitens der Eltern anführt (S. 204).

Psychopathie steht hier wieder als Extrem einer Entwicklung, die die Persönlichkeitsentwicklung auf einer frühen Stufe stagnieren läßt, was bei strukturell verwahrlosten Kriminellen weniger stark ausgeprägt sein muß.

Während OPITZ (1959) undifferenziert von einer andauernden Erregung und Spannung in der Es-Schicht spricht, sieht MITSCHERLICH (1968) eine Gefahr in der Entmischung von Libido und Aggression als Folge von fehlgeschlagenen positiven Bindungen, woraus eine mangelnde Sublimierungsfähigkeit resultiere. Auch für GOUDSMIT (1963/64) ist die Triebmischung eine Voraussetzung zur Anpassung, wobei die libidinöse Besetzung über die aggressive gelangen müsse. Fraglich bleibt es aber auch bei KUTTER (1967), ob von einer Triebentmischung zu reden ist, d.h. ob eine Mischung in größerem Ausmaß überhaupt stattgefunden hat. Denn nach KUTTER ist das Triebleben des Psychopathen und Kriminellen "auf einer infantilen Stufe stehengeblieben. Wie ein kleines Kind ist der Psychopath (und der Kriminelle - Anm. des Verf. s. Kutter S. 202) nicht in der Lage, auf sofortige Triebbefriedigung zu verzichten. Er muß seine primitiven Bedürfnisse sofort ausleben. Die sexuellen Triebe sind meist oraler Natur und kreisen um Gier und Neid. Die Aggressivität steht ebenfalls auf einer entsprechend primitiven Entwicklungsstufe, wo einfache Wutausbrüche an der Tagesordnung sind" (S. 197). Es muß unterschieden werden, daß bei sehr frühen massiven Störungen wie der Psychopathie eher von mangelnder Triebmischung im Gegensatz zur regressionsbedingten Triebentmischung bei leichten oder andersgearteten Störungen gesprochen werden muß. Bleibt man bei der umstrittenen Annahme von libidinösen und aggressiven Trieben, so ergeben sich aus einem Übermaß ungebundener aggressiver

Energie, d.h. der nicht hinreichenden Verwandlung von narzißtischer Libido in Objektlibido, gravierende Folgen für die Ich- und Über-Ichentwicklung.

Über-Ichbildung:

In der Literatur finden sich unterschiedliche Meinungen dazu, ob das Über-Ich des Kriminellen unzureichend oder zu stark ausgebildet ist oder überhaupt fehlt, was zu diskutieren ist. AICHORN (1925) führt eine mangelhafte Gewissensbildung auf folgende Erziehungsbedingungen zurück:

- 1) zu große Verwöhnung, die Triebeinschränkung nicht nötig macht;
- 2) die Möglichkeit von einem Erzieher zum anderen zu wechseln;
- 3) übermäßige Strenge der Erziehungspersonen, die echte Liebes- und Bindungsfähigkeit beim Kind verhinderten.

Die Entwicklung des Über-Ich ließe sich dann nach FREUD (1930) folgendermaßen nachvollziehen: Aus Angst vor Liebesverlust verzichtet das Kind auf Handlungen, wofür es Strafe erwartet. FREUD nennt es "soziale Angst", eine Vorstufe der Gewissensbildung. Das eigentliche Über-Ich entsteht nach der Überwindung des Ödipus-Komplexes, wenn die äußere Autorität mit ihren Ge- und Verboten introjiziert werde. Aufgrund dieser Introjektionen wird das Entstehen von Schuldgefühlen schon bei Handlungsintentionen möglich, da die Angst vor der Entdeckung der Tat nun unwesentlich ist. Es stellt sich die Frage, ob bei fehlenden Objektbeziehungen in der frühesten Kindheit überhaupt "soziale Angst" oder ein Gewissen entsteht, was HÄFNER (1969) entspräche, wenn er von einem zu schwachen Über-Ich bei Kriminellen spricht. Ähnlich versteht A. FREUD (1968) die Möglichkeit zur Über-Ichentwicklung: "Die Über-Ichbildung ist von der Aggression abhängig, insofern nach außen gerichtete aggressive Regungen von der Objektwelt zurückgezogen und dem Über-Ich zur Verfügung gestellt werden." (S. 161)

Dabei ist die Angst vor Liebesverlust die Voraussetzung zur Richtung der Aggression gegen sich selbst. Wenn die frühen Objektbeziehungen jedoch für das Kind unbefriedigend sind, fehlen oder gestört werden, entwickelt es ungenügende Bindungsfähigkeit. Dies beeinträchtigt die Voraussetzungen für eine spätere Gewissensentfaltung sehr stark und dürfte, wie auch FREUD meint, schwer nachholbar sein.

FENICHEL (1945) wendet dagegen ein, daß das Über-Ich der narzißtischen Psychopathen nicht fehle, sondern unvollständig und pathologisch sei. Die Reaktionen des Ich auf das pathologische Über-Ich spiegeln die Ambivalenzen und Widersprüche wieder, die diese Menschen gegenüber ihren ersten Objekten empfanden. Ebenso sieht es GOUDSMIT (1963/63) als Kennzeichen der Kriminellen und PARIN (1961) als Eigenart des Psychopathen, daß sie die Forderungen ihres vorhandenen Über-Ichs abwehren.

KUTTER unterscheidet ein unzureichend ausgebildetes Über-Ich bei Psychopathen von einem besonders harten bei Kriminellen, worin er sich LAMPL-DE GROOT (1949) anschließt. LAMPL-DE GROOT läßt diesen Unterschied zwischen Psychopathie und Delinquenz später fallen und versucht Kriminalität bezüglich des Über-Ichs von der Neurose abzugrenzen. Sie differenziert das Über-Ich in zwei Begriffe: einen einschränkenden und strafenden Anteil, der im Kind durch Introjektion elterlicher Ge- und Verbote entsteht und ein Ich-Ideal, das vom Kind nach Identifikation mit den Eltern erworben wird, wenn es so sein möchte wie diese und später auch wie andere Personen der Umwelt.

Während das richtende Über-Ich die Triebbedürfnisse des Kindes überwachen soll, diene das Ich-Ideal der Stärkung des Selbstgefühls, indem es Kränkungen entgegenwirke. Bei einer harmonischen Entwicklung arbeiten nach LAMPL-DE GROOT beide Teile in einem

Gleichgewicht zusammen. Der Kriminelle unterscheide sich von den Neurotikern durch eine schwache Idealbildung aufgrund einer ungenügenden Fähigkeit zur Identifikation oder eines ungenügenden Identifikationsobjektes. Das richtende Über-Ich sei dagegen wie beim Neurotiker sadistisch, da seine Grausamkeit mit der Stärke der Aggressionen des Kindes korrespondiere, die ja gerade bei verwaehrlosten Kindern infolge von Frustrationen und ungebundener aggressiver Energie oft beträchtlich ist.

Das Resultat sei Selbstbestrafung und eine gestörte Ich-Entwicklung: "In solchen Fällen ist die schwache Idealbildung nicht imstande, die Abfuhr der Aggression nach außen zu verhüten, und das sadistische Über-Ich agiert sich an der Umwelt aus. Das Ergebnis ist ein asoziales oder kriminelles Verhalten" (LAMPL-DE GROOT S. 46!). Voraussetzung zur Bildung des sadistischen Über-Ich ist allerdings das Durchlaufen der ödipalen Situation.

Später verändert LAMPL-DE GROOT (1962) die Charakterisierung des Ich-Ideals dahin, daß es bei Kriminellen im Stadium von primitiven Größenphantasien steckengeblieben sei. In solchen Fällen stellt das Ideal-Ich nur eine fragwürdige Hilfe für das Ich dar, wenn es dessen Schwäche nur verdeckt, aber nicht überwindet (KRAEMER 1970).

KOHUT (1966) spricht im gleichen Zusammenhang vom "grandiosen Selbst", das im Kind zum Schutz des primären Narzißmus (s. u. S. 39 im Abschnitt Ich-Entwicklung) entstehe, also des Zustandes, wo nach verschiedener Meinung ausschließlich das kindliche Selbst und nicht Objekte libidinös besetzt sind.

Erfährt das Kind schwere Angriffe auf seine Selbstachtung, so kommt es zu einer vorzeitigen Störung des grandiosen Selbst, und die darin enthaltenen Größenphantasien können nicht ichgerecht integriert werden. Sie bleiben dann unverändert erhalten, was bei dem Erwachsenen später zu einem Schwanken zwischen

Selbstüberschätzung und Minderwertigkeitsgefühlen führt.

KOHUT (1966) sieht eine weitere Störungsmöglichkeit des Ich-Ideals darin, daß das zum narzißtischen Selbstschutz aufgebaute idealisierte Elternbild aufgrund von traumatischen Enttäuschungen durch die bewunderten Eltern nicht phasengerecht introjiert werden kann. Dadurch bleibe das Kind "an ein archaisches Objektbild fixiert, und seine Persönlichkeit wird später und sein ganzes Leben hindurch in einer offenbar intensiven Form von Objekthunger von gewissen Objekten abhängig bleiben."

Beide von KOHUT angeführten Phänomene lassen sich gehäuft bei Kriminellen beobachten: sowohl Selbstüberschätzungen, übermäßige Erwartungshaltungen und Verstimmungszustände (DÜHRSEN 1962), Minderwertigkeitsgefühle und erhöhte Abhängigkeit von bedürfnisbefriedigenden Objekten (OPITZ, WAELDER 1963).

Auch andere Autoren wie EPSTEIN (1962) und GRANT (1962) fanden eine negative Selbsteinschätzung bei jugendlichen Delinquentinnen, was auch KRAEMER (1970) mit ihrer Untersuchung von 42 delinquenten Mädchen bestätigt.

Mit NEUBAUER (1967 in KRAEMER) schließt sie von der Diskrepanz zwischen dem Idealbild und dem dahinter zurückbleibenden Selbstbild auf eine niedrige Selbsteinschätzung der untersuchten Mädchen. Aufgrund eigener und fremder Ergebnisse setzt sie dies in Zusammenhang mit "negativen Beziehungen zu den Eltern in der Kindheit, einer geringen Zukunftsbezogenheit, Aktivität und Selbständigkeit und einer geringen Leistungsmotivation, bzw. einer Antizipation beruflicher Mißerfolge" (S. 119). Sie stellt ferner im Gegensatz zu einigen soziologischen Theorien bei den Delinquentinnen gesellschaftskonforme Werte fest, was GRAVENHORST (1970) als ein "externalisiertes Normenbewußtsein" (S. 89) bezeichnet: die Frauen "interpretieren sich und ihr Verhalten nach herrschenden Maßstäben, ohne daß diese eine faktisch steuernde Wirkung

für sie hätten" (S. 89).

Ein ungenügend entwickeltes Ich kann in diesen Fällen die Wendung aggressiver Handlungen und Impulse gegen die Umwelt nicht ausreichend verhindern, wenn es die Über-Ichforderungen umgeht.

JOHN u. SZUREK (1952) führen einen weiteren Aspekt zur Theorie des Über-Ichs bei Kriminellen an, nämlich einen Über-Ichdefekt in umgrenzten Verhaltensbereichen, was MOSER (1970) Über-Ichlücken nennt.

Das Kind fungiere als Sündenbock, wenn es verbotene und kaum integrierte Impulse der Eltern oder eines Elternteils ausagiere, worin die Eltern dann eine Ersatzbefriedigung fänden. Dies Verhalten käme zustande durch unbewußte Ermutigung der Eltern und durch Identifikation des Kindes mit beobachteten Abweichungstendenzen und unbewußten Tendenzen der Eltern.

RICHTER (1963) griff das gleiche Phänomen unter dem Aspekt der Rollenübernahme von Kindern bei unbewußten elterlichen Projektionen auf. Das Kind fungiere dann als Substitut der negativen Identität der Eltern und helfe ihnen damit, ihre eigenen Konflikte zu bewältigen. Voraussetzung für das Aufspüren unbewußt wirkender Impulse der Eltern sei "Empathie".

Diese Störung der Über-Ichentwicklung läßt sich sowohl für die Erklärung von neurotisch bedingter Kriminalität wie solcher aufgrund von Verwahrlosungsstrukturen verwenden, je nachdem wie eingeschliffen oder konflikthaft sie ist.

Zusammenfassend läßt sich eine Einteilung in drei verschiedene Über-Ichentwicklungen versuchen:

- 1) Bei sehr ungünstigen Umweltbedingungen, die dem Kind nur instabile oder sehr ungenügende Objektbeziehungen bieten, entsteht

nicht einmal "soziale Angst", d.h. es kommt zu einer schwachen oder unvollständigen Über-Ichentwicklung (AICHHORN, FREUD, KUTTER, FENICHEL, HÄFNER). Schuldgefühle werden selten sichtbar, was weniger ihrem Fehlen als dem Wirken bestimmter Abwehrmechanismen zuzuschreiben ist (PARIN, FENICHEL).

Die prägenitalen Fixierungen und primitiven Abwehrformen verhindern eine normale Verarbeitung des Ödipuskomplexes.

2) Bleiben libidinöse Beziehungen in der Kindheit erhalten, so ergeben sich bessere Möglichkeiten für Identifikationen. Die Angst vor Liebesverlust kann bei vorhandener Ich-Schwäche, schwankenden mitmenschlichen Beziehungen und Über-Ichlücken nur ungenügenden Halt gegenüber dissozialen Tendenzen bieten. Schwerwiegende, aber später als bei 1) erfolgende Frustrationen verhindern auch hier eine erfolgreiche Bewältigung des Ödipuskomplexes und die Integrierung des "grandiosen Selbst" (KOHUT).

3) Kommt es bei Kriminellen mit Verwahrlosungsstruktur zur Verarbeitung des Ödipuskomplexes, so entsteht bei ungünstigen Umweltbedingungen die Möglichkeit zur Diskrepanz zwischen einem schwachen oder primitiven Ich-Ideal und einem harten Über-Ich (LAMPL-DE GROOT).

Über-Ichlücken (MOSER) oder projektive Rolleninduktionen (RICHTER) können auch auf dieser Stufe dissoziales Verhalten bedingen.

Dagegen lassen sich die Identifikation mit dissozialen Eltern oder die Entwicklung eines besonders harten Über-Ichs aufgrund von massiven Frustrationen während der ödipalen Phase den Typen des Kriminellen mit antisozialem Über-Ich bzw. demjenigen mit Neurosenstruktur zuordnen.

Neben der Betrachtung des Über-Ichs wird es wesentlich, das Ich in seiner Funktion als Vermittler zwischen Triebimpulsen, Über-Ich- und Umweltforderungen zu analysieren.

Ich-Entwicklung:

Für das Problem der Kriminalität wird von den meisten Autoren übereinstimmend eine spezifische Ich-Schwäche bei strukturell verwahrlosten Kriminellen angenommen. Es fragt sich, wie es hierzu kommt und was für Folgen daraus resultieren.

Wie bereits angedeutet, wird das Ich als hypothetisches Konstrukt verstanden, dessen Funktionen in der Vermittlung zwischen Trieben, Umwelt- und Über-Ichforderungen bestehen (FREUD 1938, HARTMANN 1972 u.a.).

Ich-Entwicklung und Objektbeziehungen stehen nach HARTMANN (1972) in engster Wechselbeziehung. Nach FREUDS (1914) Theorie des Narzißmus ist in den ersten Lebensmonaten die "gesamte verfügbare Energie" von Libido im Ich vorhanden, d.h. es besteht nur eine Selbst- und keine Objektrepräsentanz; später lernt das Kind nach genügender Entwicklung der Wahrnehmungsfunktionen zwischen Innen und Außen zu unterscheiden, also zwischen seiner eigenen Aktivität und dem Objekt, worauf sie gerichtet ist. Nach der Introjektion des Objekts in das Selbst, einer Vorform der späteren Identifizierung, wird das Objekt im Selbst repräsentiert. Dadurch erreicht das Kind eine Unabhängigkeit von dem bedürfnisbefriedigenden Objekt und gewinnt gleichzeitig unabhängig vom Bedürfniszustand eine konstante Beziehung.

Mit der Bildung eines ersten stabilen Ich-Kernes gewinnt das Kind an Sicherheit in einem Zustand, den ERIKSON (1961) mit Urvertrauen bezeichnet.

Wenn diese Voraussetzung für reifere Objektbeziehungen erfüllt ist, kann es zu einer weiteren Ich-Erstarkung (FREUD 1923 in KUTTER) durch fortgesetzte projektive Identifikation mit der Mutter und nachfolgenden Re-Introjektionen kommen. Das Anwachsen von Objektrepräsentanzen im Ich schaffe die Basis für eine gesunde Persön-

lichkeit, "die in der Lage ist, in eine reifere Objektbeziehung einzutreten, welche gleichermaßen die eigenen und die Bedürfnisse des anderen berücksichtigt" (KUTTER 1971).

Damit parallel verläuft die Triebentwicklung, was ROSKAMP (1971) ausführlich darstellt.

Nach FREUD (1905, S. 71) findet die Libido ihre Ziele "in der Anlehnung an eine der lebenswichtigen Körperfunktionen" und sucht späterhin umso nachdrücklicher ihre Befriedigung am Objekt, je befriedigender die in Erinnerung gebliebenen Objekterfahrungen gewesen sind. Es entsteht hier eine Objektwahl nach dem Anlehnungstyp (FREUD 1914), d.h. das Objekt wird begehrt, weil es der Triebbefriedigung dient. Bei reiferen Formen der Objektbeziehungen ist für die Wahl des Partners nicht nur das Maß an Triebbefriedigung maßgeblich, sondern der Partner ist davon unabhängig wichtig.

Ein Teil der Libido bleibt dem Selbst erhalten und vermittelt dem Kind durch die Möglichkeit autoerotischer Befriedigung erste Erfahrungen von Unabhängigkeit und Eigenmacht. Nachdem beim Kind eine Unterscheidung der Objekt- und Selbstrepräsentanz möglich geworden ist, introjiziert es unter dem Einfluß des Lustprinzips nur lustspendende Objekteindrücke, während alle Unlusteindrücke der Umwelt zugeschrieben werden. Mit zunehmender Notwendigkeit zur Realitätsprüfung wird das Lustprinzip durch das Realitätsprinzip ersetzt, d.h. das Ich muß lernen, Lustbefriedigung aufzuschieben und Frustrationen zu ertragen: "Eine momentane, in ihren Folgen unsichere Lust wird aufgegeben, aber nur darum, um auf dem neuen Wege eine später kommende gesicherte zu gewinnen" (FREUD 1911, S. 415).

Bei fortschreitender Differenzierung und Erstarkung des Ich aufgrund von konstanten Objektbeziehungen und Introjektionen gelingt die Verwandlung des auf unmittelbare Lustbefriedigung ausgerichteten

ten Primärprozesses in den Sekundärprozeß. Durch Objektbesetzungen wird Triebenergie gebunden, und es bilden sich psychische Strukturen wie Abwehrmechanismen, die die Abfuhr beweglicher Energie lenken und kontrollieren.

Diese Entwicklung führt also dazu, daß das Kind aufgrund von Unlusterfahrungen die Realität genauer prüfen lernt, wobei Tribeeinschränkung letztlich aus der Angst vor dem Verlust der elterlichen Liebe geleistet wird. Durch Identifikation mit den Eltern und Introjektion ihrer Forderungen in der ödipalen Phase wird die Kontrolle endgültig gefestigt, wobei die Reifung und Differenzierung von Ichfunktionen parallel verläuft.

Die Störungen für die Ich-Entwicklung von späteren Kriminellen können nun früher oder später, massiver oder weniger schwerwiegend erfolgen. Je früher die Störung liegt, desto mehr wird die Beziehungsfähigkeit und die Ichentwicklung gefährdet, da primäre Identifikationen mit der Mutter und deren Hilfe bei der Triebre-gulierung Voraussetzungen dafür sind.

Die mit Kriminalität verbundenen Umweltbedingungen legen es nahe, daß dem Ich-Kern von Kriminellen häufig positive Identifikationen fehlen, entweder mangels geeigneter Objektbeziehungen oder aber wegen einer konstitutionell bedingten Unfähigkeit, brauchbare Objekte zu introjizieren (KUTTER).

Möglicherweise übernahm das Kind aber auch die labile Struktur der Eltern mit schädlichen Persönlichkeitsanteilen zu einem Zeitpunkt, den KUTTER früher ansetzt als für die Neurosenbildung. In schweren Fällen bleibe der Psychopath auf primär narzißtischer Stufe fixiert und könne höchstens primitive Objektbeziehungen eingehen. "Die Beziehungen zu den Mitmenschen sind durch Abhängigkeit von Bedürfnisbefriedigenden Objekten gekennzeichnet, die immer vorhanden sein müssen. Sind sie nicht da, so werden die Bedürfnisse notfalls mit Gewalt befriedigt (KUTTER 1971, S. 202).

Dies verweist sowohl auf die ungenügend ausgebildete Fähigkeit, Frustrationen zu ertragen wie auf eine gestörte Idealbildung (KOHUT 1966, LAMPL-DE GROOT 1962). Die Ersetzung des Lust- durch das Realitätsprinzip wird erschwert, wenn das Kind mangels geeigneter Bindungen nicht lernt, Befriedigungen aufzuschieben und den Beziehungspersonen zuliebe Unlust zu ertragen.

Wenn sich also die Besetzungsenergien des Kriminellen mangels Bindung an Objekte nicht in gebundene umwandeln, entfällt bei ihm die Ersetzung des Primärprozesses durch den Sekundärprozess. Damit unterbleibt oder stagniert die Reifung der Ich-Funktionen, d.h. Bedürfnisse können nicht aufgeschoben und auf passendere Ziele und Objekte gelenkt werden.

Erschwerend kommt hinzu, daß Bedürfnisse weder durch äußere, noch durch verinnerlichte Angst zurückgehalten werden (WÄELDER 1963), d.h. in Gefahrensituationen wird keine oder ungenügend starke Signalangst entwickelt, wenn dem Ich die Fähigkeit fehlt, in solchen Situationen warnend Angst zu erzeugen.

GROSSBARD (1962) erwähnt die mangelnde Fähigkeit von Delinquenten, glückliche Erinnerungen festzuhalten, was MOSER (1970) in Zusammenhang bringt mit der fehlenden frühen Introjektion verlässlicher und positiver Objekte. Außerdem schreibt er es der geringen Fähigkeit von Kriminellen zu, aus Erfahrungen zu lernen. Zwangsläufig werden Menschen, die Beziehungen nur unter dem Aspekt der Bedürfnisbefriedigung anstreben, immer wieder enttäuscht werden, was in einem *circulus vitiosus* ihr Zutrauen in zwischenmenschliche Kontakte immer weiter mindern wird, ihre Bedürfnisse aber unbefriedigt läßt und damit die Abhängigkeit von der Umwelt wieder verstärkt.

REDL u. WINEMAN (1970) sehen das Ich verarmt in bezug auf Bewältigungstechniken von Konflikten. Die vernachlässigten Jugendlichen

wiesen eine geringe Fähigkeit zur Planung und Reflexion sowie zum Lernen aus Erfahrungen auf. Hinzu kam eine niedrige Versuchungstoleranz und hohe Ansteckbarkeit für Gruppenerregung, die zu rascher Abnahme der Realitätskontrolle führte.

Ähnlich verweist KORPMAN (1948) bei nicht neurotischen Psychopathen auf ihren mangelnden Realitätssinn, auf ihren geringen Sinn für die Vergangenheit und eine vernünftige Zukunftsplanung und auf ihre niedrige Bereitschaft, Hilfe zu suchen oder zu akzeptieren. Es bleiben dann nur noch Flucht, Vermeidung, Angriff und diffuse Zerstörung zur Angstminderung übrig, die aus nicht bewältigten Schuldgefühlen resultiert. Ferner sei das Ich nach REDL u. WINEMAN unfähig, die Forderung des Über-Ich zu ertragen und versuche daher, es zu manipulieren und zu täuschen.

Ähnlich versteht LINDNER (1943) die Verhaltensweisen des Psychopathen als homöostatische Anpassungen an ein gestörtes dynamisches Gleichgewicht. Die durch einen Konflikt zwischen Trieben, sozialen- und Über-Ichforderungen erzeugte Spannung rufe die Gefahr der Desintegration und Zerstörung hervor. "Genau an diesem Punkt wird die (persönliche oder soziale) Aggression zum Zweck der Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts und um eine relative Beruhigung zu gewinnen mit explosiver Kraft zum Ausbruch gebracht."

Ähnlich führt KUTTER (aaO.) an: "Die Psychopathie ist überhaupt ein sehr prekäres Gleichgewicht, denn die ständige Abwehr der eigenen Aggressionen durch projektive und introjektive Identifikationen geht auf Kosten des Ich, das dadurch wie bei der Schizophrenie geschwächt wird." Wenn Abwehrmechanismen der Projektion und Regression oder andere intrapsychische Abwehrmaßnahmen versagen, muß nach KUTTER innerpsychisch mit den Objekten agiert werden. "Der Psychopath hat unwirksame Abwehrmechanismen,

und folglich neigt er dazu, Konflikte eher auszuagieren als mit ihnen mit rationalen Mitteln oder durch Symptombildung umzugehen" (GROSSBARD 1971).

Zu diesen unwirksamen Ich-Mechanismen könnte man auch die Abwehr der Über-Ichforderungen angesichts der mangelnden Triebregulation rechnen. PARIN (1962/63) hält diese Abwehrmechanismen der Psychopathen gegenüber Über-Ichforderungen für den wichtigsten Unterschied gegenüber anderen seelischen Störungen. Er beschreibt sie als Icheinschränkung, Bestechung, Verleugnung und Isolierung des Über-Ich, Projektion des Über-Ichs in äußere Autoritäten und Identifikation mit einem Über-Ichträger, der für bestimmte Situationen geeignete Forderungen vertritt.

Die Abwehr wende sich dann gegen das Über-Ich statt gegen das Es, wenn das Ich auf die Stufe der unmittelbaren Triebbefriedigung regrediere, wodurch bei Triebversagung Vernichtungsgefühle anstelle von Angstentwicklung entstehen.

PARIN (aaO.) vermutet dazu eine Vernachlässigung der kontrollierenden Ich-Funktionen bei erhöhter Wahrung der Ich-Interessen. Die Ausbildung von sekundärer Autonomie und einer konfliktfreien Sphäre (HARTMANN 1972) mißlinge, d.h. Ich-Funktionen werden häufig in Konflikte hineingezogen und damit gehemmt, ohne daß es dem Ich gelingt, sie wieder herauszuziehen.

Nach PARIN (aaO.) kommt es zu dieser Entwicklung durch versagende Introjekte in der oralen Phase. Wenn aggressive Energie durch einen Mangel an dauerhaften libidinösen Besetzungen nicht gebunden werde, richte sich in der ödipalen Phase massiver Haß gegen den versagenden Elternteil, der mit der Person introjiziert werde und sich dann in Form des Über-Ichs gegen das Ich wende.

In diesem Zusammenhang lassen sich MARTINORS (1966) analytische Studien an Dieben sehen, der die Bedeutung von depressiven Zustän-

den für die Psychogenese von Delinquenten mit Eigentumsdelikten aller Art herausstellt und die untersuchten Personen von quälenden Schuldgefühlen, Angst vor polizeilicher Überwachung und Minderwertigkeitsgefühlen bedrängt sieht.

REPOND (1948) verweist anhand selbst durchgeführter Psychoanalysen von 25 Dieben auf pathologische Lügenhaftigkeit, bulimische Anfälle, die Unfähigkeit, normale Liebesbeziehungen einzugehen, mangelhafte Anpassungsfähigkeit an die Realität, Haß gegen den Vater oder seinen Ersatz bei ambivalenten Gefühlen gegen die Mutter, wobei er die primäre Ursache in konstitutionellen oder psychoorganischen Defekten und/oder erzieherischen Mängeln sieht.

Bei den verschiedenen Entwicklungen zur Kriminalität muß man wohl Zeitpunkt und Ausmaß der Störung besonders beachten. Vielleicht kommt es aufgrund der primitiven Identifikationsstörungen gar nicht zur Introjektion des Ich-Ideals oder zur Ausbildung eines sadistischen Über-Ichs, wie PARIN es beschreibt, falls die ödipale Situation als solche gar nicht wahrgenommen wird. Dennoch mögen die von PARIN genannten Abwehrmechanismen zur Anwendung kommen, wenn ein schwaches Ich bei starken Triebwünschen schon durch schwache Über-Ichforderungen die Angst vor Ichzerfall (KUTTER) abwehren muß.

Die vorangegangenen Schädigungen und die sozialen Verhaltensweisen werden bei der Bewältigung der ödipalen Situation mitbestimmen, wie Identifikationen und Über-Ichbildung verlaufen. Bei verminderter Identifikationsfähigkeit, angstaussendenden, sich gegenseitig herabsetzenden oder sich selbst wenig achtenden Eltern werden gestörte Identifikationen die Folge sein, entweder in Form von schwachen oder ambivalenten Identifikationen, einer Identifikation mit dem Angreifer (A. FREUD 1958), Introjektion eines sadistischen Über-Ichs oder anderen Formen.

Bisher wurden in erster Linie Störungen beschrieben, die schwere Formen von Kriminalität bedingen, wenn früh entstandene Defekte eine stabile Ich- und Über-Ichentwicklung verhinderten. Das Problem läßt sich aber auch weniger ich-psychologisch und mehr als Folge einer Regression bei fortlaufenden negativen Umwelteinflüssen betrachten.

DÜHRSEN (1969) versucht die Beziehungsarmut von Verwahrlosten zur mitmenschlichen wie zur gegenständlichen Welt auf eine frühe Kontaktstörung zurückzuführen. Mangelhafte affektive Pflege in den ersten Monaten und besonders ein Wechsel zwischen Gewähren und Laufenlassen führen zu Gehemmtheiten im oralen und aggressiven Antriebsbereich, was sich in primären Gehemmtheiten im Handeln, Bitten und Fordern ausdrückt. Bei DÜHRSEN wird ein Unterschied zwischen neurotischer und struktureller Verwahrlosung nicht deutlich abgegrenzt, sie sieht vielmehr einen fließenden Übergang zwischen Verwahrlosung als "Durchbruch" und Verwahrlosung als gewohnheitsmäßiger Ersatzbefriedigung, wobei letztere wohl eher mit struktureller Verwahrlosung gleichzusetzen ist.

Ausgedehnte Verwöhnungen im Anschluß an eine Phase früher Kontaktverarmung erleichtern nach DÜHRSEN (aaO.) den Jugendlichen bei auftretenden Affektstauungen den Weg zu Ersatzbefriedigungen in Form von Übergriffen in fremde Lebensbereiche. Schwankende Erziehungshaltungen fördern übermäßige Anspruchshaltungen, ohne die Kinder zu einer adäquaten Selbstverwirklichung zu befähigen, so daß es neben den erwähnten Gehemmtheiten zu mangelnder Kontrolle von Triebimpulsen in anderen Bereichen kommt. Diese Erwartungshaltungen erschweren die nötige Auseinandersetzung mit den realen Anforderungen und Versagungen.

Nach OPITZ (1959) führt nicht so sehr ein primärer Defekt zur Verwahrlosung, sondern er unterscheidet einen "Prozeß seelisch-geistiger und charakterlicher Fehlentwicklung", der bei fortschreitenden Versagungen schließlich zur Regression führt. Nachdem eine Dis-

regulation im integrativen Zusammenspiel der einzelnen seelischen Bereiche stattgefunden hat, kann das Ich bei neuen Frustrationen seine steuernde und urteilende Funktion nicht mehr aufrechterhalten, so daß sich im Laufe regressiver Vorgänge Verstimmungszustände, Wunschphantasien, Riesenansprüche und Bequemlichkeitshaltungen einstellen. Eine Reduktion der Umweltbeziehungen verläuft parallel mit zunehmenden egozentrischen und unangepaßten Verhaltensweisen. Kommt es zum letzten Stadium der Verwahrlosung, so tritt nach OPITZ ein Abbau der intellektuellen, Steuerungs- und Gewissensfunktionen ein. Mit zunehmender Isolierung werden Schuldgefühle bei der Ausführung dissozialer Handlungen nicht mehr bewußt erlebt und Kontakte aus Nützlichkeitserwägungen geschlossen, wobei es zu einer Unechtheit in den Bereichen des Fühlens, Denkens und Wollens kommt.

Auch bei den letzten vereinfachenden Modellen muß die mögliche Vielfalt verschiedener krimineller Entwicklungen bei unterschiedlichen Umwelt- und Persönlichkeitsbedingungen berücksichtigt werden.

Schließlich noch einige Ergebnisse mehrdimensionaler und quantitativer Forschung:

BENNETT (1960) beschreibt die untersuchten delinquenten Kinder als häufig ungehorsam, aggressiv und trotzig im Gegensatz zu neurotischen, worin sie die These von externalisierten Konflikten bei unsozialisierten Delinquenten bestätigt sieht.

GLUECK u. GLUECK (1950) fanden durch breitangelegte Forschung Unterschiede zwischen delinquenten und nicht delinquenten Jugendlichen u.a. auf emotional-affektiver wie auf intellektueller Ebene. Delinquenten seien unrastiger, impulsiver, aggressiver, reizbarer, unkonventioneller, halsstarrer, mißtrauischer, egozentrischer und extravertierter als Nichtdelinquente, ihr Denkstil weise weni-

ger Methodik auf, und sie drückten sich eher konkret-handlungsmäßig als symbolisch-intellektuell aus. Vielfach kritisiert bleibt dabei die mangelhafte theoretische Verarbeitung der Ergebnisse durch die Autoren.

Nach EYSENCKS (1964) Typologie weisen Delinquenten und psychopathische Patienten einen hohen Grad an Extraversion und Neurotizismus auf, wobei er Neurotizismus definiert als emotionale Labilität, erniedrigte Belastbarkeit, Unsicherheit, Gehemmtheit. Extraversion zeige sich als soziale Kontaktbereitschaft, Dominanz, Leistungswilligkeit und motorische Aktivität.

Neurotiker erwiesen sich als deutlich introvertierter als normale Kontrollgruppen. Geschlechtsunterschiede blieben ziemlich unklar durch die Gegenüberstellung von Untersuchungsgruppen aus verschiedenen Nationen. Nach EYSENCK sind Extravertierte und damit auch Delinquenten schlechter konditionierbar und insofern schlechter sozialisierbar. Die Beziehung von Intro- und Extraversion, Hemmung, Angstneigung und Vermeidungslernen bleibt aber umstritten (EYSENCK 1965).

Interessant erscheint in diesem Zusammenhang der Forschungsbeitrag von BLACKBURN (1968): Bei einem Vergleich von 38 extrem gewalttätigen Straftätern mit 25 weniger gewalttätigen Delinquenten mittels MMPI-Skalen erwiesen sich erstere als signifikant mehr überkontrolliert, introvertiert, konform (angepaßt) und als weniger feindselig als die Vergleichsgruppe im Gegensatz zu EYSENCKS Ergebnissen.

SELG (1968) verwendete für eine Extremgruppenvalidierung den FPT, einen eigens entwickelten projektiven F-Handtest und den von ihm entwickelten F-Aggressionsfragebogen. Vom FPT schließt er für 98 Strafgefangene auf ein unausgeglichenes (Eigentumsdelikte) oder erhöhtes Triebniveau (Gewalt- und Sexualdelikte) bei mangelhafter

Steuerungsfähigkeit. "Die Modalaffektstruktur des Straftäters hat ganz allgemein Kennzeichen des Extraversion (CATTELL 1965, EYSENCK 1964), der Trieberhöhung und der verminderten Frustrationstoleranz oder vermehrten Störbarkeit (u.a. NASS 1968) bei gleichzeitiger Stumpfheit gegen die Rechte anderer. Es fehlt den Straftätern an Bindungs- und Steuerungsmöglichkeiten. Somit liegt es nahe, den rückfälligen (wir haben ausschließlich Vorbestrafte untersucht) Straftäter als einen leicht erregbaren, lebhaften, in seinen vitalen Bedürfnissen anspruchsvollen Menschen zu kennzeichnen, welcher der Augenblicksbefriedigung lebt und sich mangels Ich-Stärke nicht zu einer realitätsangepaßten, zukünftigen Befriedigung bzw. zu einem Verzicht durchringen kann" (S. 139).

Aus den Ergebnissen mit dem F-Handtest stellt SELG einen Aggressionsindex auf. Im F-Aggressionsfragebogen finden sich für Straftäter erstaunlicherweise ein erhöhtes Ausmaß von Selbstaggression und Hemmungsmechanismen neben signifikant höheren Werten in der Skala körperlich-reaktiver Aggression und signifikant niedrigeren in den Skalen verbal-reaktiver und verbal-spontaner Aggressionen. SELG versucht diese Hemmechanismen, die im Gegensatz zu den Selbstaggressionen nicht mit der Gesamtaggression korrelieren, damit zu erklären, daß sie Ausdruck einer depressiven Stimmung oder nicht hoch genug seien, um gelegentliche Aggressionsausbrüche zu verhindern, oder aber ungenügenden Einfluß auf die Steuerung kriminellaggressiver Antriebe hätten.

Es läßt sich dabei kritisch fragen, ob die Lügenskores nur Lügentendenzen in bestimmten Verhaltensbereichen, nämlich bei weniger gewalttätigen Verhaltensweisen aufdecken. Zur Erklärung der Häufung von Selbstaggressionen sieht SELG die Möglichkeit, daß sich Fremd- und Selbstaggression wechselseitig substituieren, oder er behauptet, wenn "aggressive Vorbilder sowohl gegen die Kinder wie gegen Dritte aggressiv sind, führt das auf Seiten

der Kinder zu Aggressionen gegen Dritte und gegen sich selbst, d.h. Fremd- und Selbstaggression sind erhöht" (S. 144). Diese Beziehung von Selbst- und Fremdaggression wird noch zu überprüfen sein.

GRÜNBERGER, MALY u. SLUGA (1970) untersuchten 51 Erstbestrafte mit dem F-Aggressionsfragebogen und einigen zusätzlichen unvalidierten Items. Sie konnten SELGS Ergebnisse insofern bestätigen, als sich die Straftäter in den Faktoren Erregbarkeit und Selbstaggression signifikant von normalen Probanden unterschieden, was die Autoren u.a. als negativistische Lebenseinstellung, Unzufriedenheit mit dem eigenen Selbst, niedrige Frustrationsschwelle und mangelnde Affektsteuerung bei Strafgefangenen interpretieren. Beim Vergleich der untersuchten Erstbestraften mit der SELGSchen Gruppe vorbestrafter Delinquenten fand sich ein signifikanter Unterschied nur in erhöhter Selbstaggression bei den Vorbestraften. GRÜNBERGER, MALY u. SLUGA interpretieren dies als depressive Verstimmung auf Grund länger währenden Freiheitsentzugs, was zweifelhaft erscheint, da Selbstaggressionen wie z.B. Suizidversuche bekannterweise vorwiegend in der ersten Haftzeit unternommen werden.

Vom Problem des Suizids ausgehend, bestätigt STORK (1972) die letztgenannten Autoren insofern, als er die enge Beziehung von selbst- und fremdaggressivem Verhalten betont. Ein großer Teil von suizidalen deutschsprachigen Rekruten gab in einem von STORK entwickelten Fragebogen an, "schon mit dem Gesetz in Konflikt geraten, vorbestraft zu sein" (S. 70), und aggressive Impulse wurden bei einer großen Anzahl von Suizidanten der Gesamtstichprobe deutlich.

Im Anschluß an diesen sicherlich nicht vollständigen Überblick über die Entwicklung von Verwahrlosungsstrukturen bei Kriminellen folgt ein Vergleich mit der Genese von neurotischer Kriminalität.

2.4.2 Neurotisch bedingte Kriminalität

FRIEDLANDER (1947) u.a. betonen bei neurotisch bedingter Kriminalität die ungelösten Konflikte zwischen verdrängten Triebansprüchen und einschränkendem Über-Ich in Analogie zur Neurose. Zu kriminellen Handlungen kommt es dann weniger durch kumulierte Ich- und Über-Ichdefekte, als vielmehr durch die mißlingende Abwehr verdrängter Impulse. Straftaten lassen sich dann als Symptome eines intrapsychischen Konfliktes sehen, die in Form von Symptomhandlungen die Verbote eines strengen Über-Ichs umgehen.

Ähnlich sieht AICHHORN (1925) die manifest gewordene Verwahrlosung als Abwehr der vom Über-Ich verbotenen Triebimpulse durch das Ich. Im Gegensatz dazu stehen Verwahrlosungsformen, bei denen aufgrund von schwachen primären Objektbindungen die sofortige Befriedigung von Triebwünschen nicht verhindert werden kann.

Auch REIWALD (1948) charakterisiert einen Typ delinquenter Neurotiker derart, daß bei ihnen die Tat als unmittelbares Symptom der neurotischen Charakterprägung zu sehen ist.

Nach DÜHRSEN (aaO.) ist die Kriminalität, wie schon erwähnt, als Lösung aufgestauter neurotischer Spannung verstehbar, wenn in akut auftretenden Durchbruchreaktionen die normalerweise steuernden Gegenimpulse unwirksam werden. Ein Wechsel von Versagungen und Verwöhnungen in der Kindheit begünstigt diese Form der Konfliktlösung, die vollkommen persönlichkeitsfremd auftreten könne.

Analog erwähnt REIWALD (aaO.) den Typ des neurotischen Delinquenten, bei dem die dissoziale Handlung seinen sonstigen Verhaltensweisen vollkommen widerspreche und von ihm als ichfremd erlebt werde.

FREUD (1923), ALEXANDER u. STAUB (1929) und AICHHORN (aa0.) be-
fassen sich ausführlich mit einem weiteren Typ, dem "Verbrecher
aus Schuldbewußtsein".

In diesen Fällen besteht das Schuldgefühl früher als die straf-
bare Tat und verursacht sie sogar, da die Tat begangen wurde, um
durch die folgende Strafe das Schuldgefühl zu verringern.

FREUD (1923) erklärt dieses Phänomen als Folge eines starren
sadistischen Über-Ichs, das ins Unbewußte hineinreicht und daher
auch vom Ich verdrängte Es-Regungen kennt. "Unbewußte Schuldge-
fühle" entstehen dann, wenn das starre aggressive Über-Ich das
Ich auch für diese Triebimpulse beschuldigt. Während es den psycho-
pathischen Kriminellen gelingt, das Über-Ich mittels Abwehrmecha-
nismen zu umgehen, führen in diesem Fall die unbewußten Schuldge-
fühle zu dissozialen Handlungen. Die Schuldgefühle lassen sich
dann auf die Tat als etwas Reales beziehen und werden dadurch er-
träglicher.

Der Unterschied zum Psychopathen läßt sich vielleicht auf günsti-
gere Umweltbedingungen zurückführen, so daß die Abwehrmechanis-
men gegenüber ödipalen und Vernichtungängsten weniger primitiv
sind. Über-Ich- wie Ichentwicklung sind auf eine höhere Stufe
gelangt. Dagegen gelingt es dem Ich nicht, diesen Konflikt inner-
psychisch ohne dissoziale Handlungen oder symptomatische Aggres-
sionen auszutragen.

Zur Erklärung läßt sich LAMPL-DE GROOTS (1962) Auffassung auf-
greifen, daß sich die im Über-Ich vorhandene Aggression eher ge-
gen die eigene Person als die Umwelt richtet. Eventuell unter-
stützt dazu eine ausgereifere Ichentwicklung des Neurotikers
seine Abwehr gegen Fremdaggressionen, so daß seltener und nur
in sehr bestimmten Situationen Aggressionen nach außen freiwer-
den.

GOUDSMIT (1963/64) beschreibt einen Typ des Kriminellen, dessen Gewissen aus verschiedenen einander widersprechenden Teilen aufgebaut ist, was eventuell die Folge des Einflusses verschiedener Erzieher ist.

RICHTER (1963) führt diesen Gedanken fort, wenn er das Kind in der Rolle des "umstrittenen Bundesgenossen" betrachtet. Eltern, die das Kind gegeneinander ausspielen, werden als unzuverlässig und immer wieder kränkend für das Selbstgefühl erlebt. Dies verhindert einerseits eine stabile Über-Ich- und Idealbildung, macht es dem Kind aber auch unmöglich, aggressive Impulse zu neutralisieren und zu integrieren. Die steten narzißtischen Kränkungen führen zu Selbsthaß, den das Kind projektiv auf die Eltern und Umwelt zu lenken versucht: "Das Kind lernt nicht, seine Aggressionstriebe zu bewältigen, es bleibt vielmehr in der sadomasochistischen Verfassung stecken, die wegen der gleichzeitigen Schädigung der organisierenden und kontrollierenden Ich-Funktionen später immer wieder aggressive Triebdurchbrüche gegen die Außenwelt wie gegen die eigene Person begünstigt". (RICHTER S. 251). Dies wird später noch zu erörtern sein.

Der neurotische Kriminelle scheint sich vom Delinquenten mit Verwahrlosungsstruktur durch weniger gestörte primäre Objektbeziehungen, also später eingetretene oder leichter verlaufene traumatische Störungen zu unterscheiden. Dadurch konnte die Trieb-, Ich- und Über-Ichentwicklung entweder weiter fortschreiten, oder Regressionen erfolgten nicht bis auf sehr frühe primitive Entwicklungsstufen. Dissoziale Verhaltensweisen werden dann häufig als Durchbruchsreaktionen stärker konflikthaft erlebt und eher als Symptome mit symbolhafter Bedeutung verstanden.

REIWALD, KÜNZEL u. DÜHRSEN betonen allerdings die fließenden Übergänge zwischen neurotischen und Verwahrlosungsstrukturen, wie sich in der Empirie auch zahlreiche Mischstrukturen finden, was gerade für die Behandlung Krimineller berücksichtigt werden muß.

2.4.3 Die Kriminalität der Frau

AMELUXEN (1963) meint, daß die Erforschung der weiblichen Kriminalität ein "vergessenes Thema" ist. Ein Grund mag in der weitaus geringeren Beteiligung der Frau an Straftaten (ca. 14 %) liegen.

BRÜCKNER (1965) sieht eine nicht unerhebliche Verschlechterung dieses günstigen Bildes der weiblichen Kriminalität bei Jugendlichen, wenn die nicht strafbare (aber als Zeichen von Verwahrlosung zu sehende - Anm. d. Verf.) Prostitution mit in Betracht gezogen wird. Dies kann analog für Erwachsene gelten.

Es erweist sich weiterhin, daß die Delikte der Frau durchschnittlich leichter sind als die der Männer (KERN 1964), daß Frauen seltener rückfällig werden (KERN), der Schwerpunkt ihrer Kriminalität in Vermögensdelikten und dort besonders beim einfachen Diebstahl (22 %) liegt (KERN, AMELUXEN 1963), daß sie mit über 50 % der Gesamtkriminalität an Vergiftung und Giftmord, Kuppelei und Abtreibung beteiligt sind, wobei die verheirateten Frauen häufiger als die Ledigen aber weniger schwerwiegend delinquent werden.

Der Kriminologe KERN (1964) versucht diese Tatsachen aus Persönlichkeitseigenschaften der Frau und aus Umweltbedingungen zu erklären, die er folgendermaßen charakterisiert: Der Frau fehle es an Logik, Objektivität, Sinn für Zeit und Raum; bei ihr herrsche die Gefühlsseite vor (in Liebe und Haß sei sie stärker als der Mann), sie sei weniger aktiv und willensstark, dabei aber im Unglück widerstandsfähiger und weniger egoistisch als Männer. Ihre Neigung zur Unaufrichtigkeit, insbesondere zur Verheimlichung, lasse sich auf die jahrhundertelangen Erziehungsgrundsätze zurückführen, die die Frau besonders zur Verheimlichung von Menstruation und Schwangerschaft gezwungen hätten. Die stärkere gefühlsmäßige und damit auch religiöse Veranlagung der Frau und ihre geschütztere soziale Lage hielten sie vor Versuchungen

zu dissozialen Handlungen zurück, ebenso erkläre sich ihre größere Passivität speziell bei Gewalttaten. An Affektverbrechen sei sie dagegen infolge ihres stärkeren Gefühlslebens nicht selten beteiligt, ebenso an Gelegenheitsverbrechen, da sie Versuchungen stärker unterliege als der Mann. Hier scheinen sich bei KERN einige Eigenschaften wie das Gefühlsleben in der Auswirkung bezüglich Delikte diametral zu widersprechen, bzw. aufzuheben.

Ähnlich argumentiert AMELUXEN (1963): "Wenn eine an sich gutveranlagte Frau einmal moralisch verdorben ist, so greift die Verwahrlosung tiefer und führt zu schlimmeren Konsequenzen als beim Mann in gleicher Lage. Der Grausamkeitsinstinkt der Frau wird nicht so leicht geweckt, aber er kann - wenn er einmal geweckt ist - ins Maßlose steigen. Denn nicht nur im Guten, sondern auch im Bösen läßt die Frau sich mehr vom Instinkt leiten als der Mann". Die Langeweile in einem materiell gesicherten Dasein wirke sich außerdem bei der Frau kriminalitätsfördernd aus.

Gerade gegen die letzte Behauptung läßt sich einwenden, daß die Mehrzahl der zur Verurteilung kommenden Delikte von Frauen aus unteren sozialen Schichten begangen werden, die in ungesicherten oder zumindest weitaus ungesicherteren Verhältnissen leben als seltener delinquent werdende Frauen mittlerer oder höherer Schichten.

Derart oberflächliche und sozialen Stereotypen verhaftet bleibende Erklärungen zur weiblichen Delinquenz werden das Problem kaum befriedigend lösen können; auch in Hinsicht auf einen humaneren und effektiveren Strafvollzug fehlen theoretische Betrachtungen.

Bei der weitaus geringeren Beteiligung von Frauen an Banden- und Gewaltdelikten, verwundert es wenig, wenn MOSERS zum Problem der Jugendkriminalität gewonnene Ergebnisse teilweise nur auf Männer anwendbar sind. Er fand eine Reihe kriminogener Sozialisations-

belastungen in der Unterschicht, von besonderer Bedeutung schien dabei die Schwierigkeit für Jungen, sich mit ihren wenig autonomen, in Familie und Umwelt einflußlosen Vätern zu identifizieren. Daraus folgt dann eine stärkere Anlehnung an die Mutter, Unsicherheit in der Geschlechtsrolle und letztlich ein potentiell kriminogener Druck zu zwanghafter Männlichkeit. Es bleibt dabei unklar, wie der Identifikationsprozeß bei Mädchen verläuft.

Man könnte vermuten, daß den Mädchen die Identifikation mit einer in der Familie dominierenden und weniger negativ eingeschätzten Mutter eher und vollständiger gelingt, wodurch für die Frau ein kriminogener Faktor abgeschwächt würde.

BUB (1970) weist aber auch auf die negativen Sozialisationsfolgen für die Rollenidentifikation von Mädchen der Unterschicht hin. Das Mädchen verharre häufig in der primären Abhängigkeit von der Mutter, da die Ablösung durch Identifikation mit dem Vater oder Zuwendung zu ihm durch dessen häufige Abwesenheit und Teilnahmslosigkeit an der Erziehung erschwert werde. Es führe zu einer geringeren Realisierung intellektueller Kapazität und zu größerer Konformität, was sich, wie vermutet, auch in einer geringeren Deliktbeteiligung zeigt, aber auch in größerer Unselbständigkeit.

DEUTSCH (1959) versucht die Lücke zu schließen, die FREUD im Verständnis der Frau offen ließ. Sie sieht im Narzißmus und Masochismus zwei wichtige Faktoren des weiblichen Seelenlebens.

Die Anpassung an die Realität und die Erfüllung der Fortpflanzungsfunktion erfordere von der Frau ein gewisses Maß an Masochismus. Schon von der Kindheit an erfahre das Mädchen Assoziationen von Schmerz und Lust in Hinsicht auf ihre Sexualfunktionen. Nicht nur der Geschlechtsverkehr sei mit Vorstellungen der Vergewaltigung bzw. des schmerzhaften Eindringens verbunden, auch "alle auf das Gebären bezogene unbewußte Phantasien in allen Entwicklungsperio-

den haben einen durchwegs schmerzhaften Charakter".

Die Gestaltung der Funktion des Narzißmus wird nach DEUTSCH zu einem differenzierenden Merkmal der Weiblichkeit. Er sei nicht nur als Kompensation für Minderwertigkeitsgefühle auf Grund des anatomischen Unterschieds zu verstehen, sondern als beschützende Abwehrreaktion des Ich in Situationen mit verstärkten masochistischen Tendenzen. Damit sieht sie die Intensivierung und Bewahrung des Narzißmus noch über die Adoleszenz hinaus als eine Gegenkraft gegen den weiblichen Masochismus. Da besonders die "sexuellen Tendenzen auf Ziele gerichtet sind, die dem weiblichen Ich gefährlich sind, verteidigt sich das Ich und verstärkt seine innere Sicherheit durch eine größere Selbstliebe, die sich dann als "Narzißmus" kundgibt" (S. 170).

Das Zusammenspiel dieser beiden Faktoren entscheidet über die weibliche Persönlichkeit und ihre Handlungen. DEUTSCH betont die Bedeutung der narzißistischen Kränkung für die Frau, die auch bei einer bisher ganz "weiblich-passiven" Frau blitzartig eine aggressive Racheeinstellung auslösen könne. "Wenn der narzißistische Wächter ihres erotischen Masochismus versagt, dann verwandelt sich der letztere in Aggression und wendet sich destruktiv gegen das eigene Selbst" (S. 179). Ebenso könne eine narzißistische Kränkung auch zu Mord führen, wenn eine Übersteigerung des Narzißmus eintritt, was DEUTSCH aber weniger explizit ausführt.

Fraglich ist bei diesen Ausführungen, wie weit DEUTSCH dem Frauenbild des beginnenden 20. Jahrhunderts verhaftet blieb, d.h. wie sehr sich die von DEUTSCH herausgestellte weibliche Passivität im sexuellen Bereich durch Veränderungen in Gesellschaft und Erziehung verändern kann. Bei weniger Passivität wären dann ab der Adoleszenz auch weniger Sublimierung, Narzißmus und Masochismus notwendig.

DÜHRSEN (1969) sieht in der Prostitution eine besondere Gefahr für verwahrloste junge Mädchen, die aufgrund von Kontaktschwierigkeiten ein Übermaß an Verlassenheitsgefühlen zu bewältigen haben. Ihr Drang nach Bestätigung und Anerkennung infolge von Selbstunsicherheit und innere Unruhe würden häufig zu Prostitution als Ersatzbefriedigung oder Durchbruchsreaktion führen.

BLOS (1964) analysiert die psychodynamischen Mechanismen, die den vorwiegend bei Mädchen auftretenden Verwahrlosungserscheinungen des sexuellen Agierens, des Weglaufens und Stehlens zugrunde liegen. Dabei schließt er die Delinquenz von Psychotikern, Psychopathen und Schwachsinnigen von der Betrachtung aus.

BLOS beschreibt drei nach seiner Meinung typische Konstellationen als Vorbedingungen der weiblichen Kriminalität:

- 1) eine Fixierung auf der Ebene der passiven Abhängigkeit in der frühen Mutter-Kind-Beziehung,
- 2) eine unvollständige, negative oder verkümmerte ödipale Phase und
- 3) ein Bemühen, eine induzierte Fälschung der Vergangenheit zu korrigieren durch die Projektion der Korrektur in die Außenwelt.

Als grundlegende Voraussetzung für das Manifestwerden der Kriminalität sieht er eine spezielle Ichschwäche, nämlich die "bedeutsame Neigung, eine inner-seelische Spannung als eine Spannung zwischen dem Selbst und der Außenwelt zu erleben". Es versagt also die autoplastische Anpassung. Den delinquenten Mädchen mißlinge während der Präadoleszenz die emotionale Ablösung von der prä-ödipalen Mutter, die für Jungen und Mädchen das erste Liebesobjekt darstellt (vergl. BUB aaO.).

Im manifesten delinquenten Verhalten des sexuellen Agierens oder der Kleptomanie sieht BLOS eine Suche nach primitiver Befriedigung, eine Abwehr und ein Restitutionsbemühen angesichts der drohenden Gefahr des Ich-Verlustes und der ananklitischen Depression.

KAUFMANN, MAKKAY u. ZILBACH (1959) sehen Promiskuität, Diebstähle und Auflehnung in gleichem Zusammenhang: ungenügende Identifizierungsmöglichkeiten verhindern eine stabile Ichentwicklung, so daß bei Bedrohungen abweichend reagiert werde zur Abwehr einer Depression - der Angst, im Stich gelassen zu werden. Es vollzieht sich dann ein abweichender, eventuell feindseliger Versuch, mit der Umwelt Kontakt aufzunehmen, nachdem die frühesten Beziehungen instabil waren. Gleichzeitig besteht bei schwankenden Ichgrenzen Angst vor symbiotischen Beziehungen, und die präöedipalen Fixierungen führen zur Regression oder zum Festhalten früher Befriedigungsformen und der Suche nach frühen Mutter-Kind-Beziehungen.

Die Feindseligkeit gegen die Mutter kann nach BLOS weniger Ausdruck einer Abwehr von Depressionen als vielmehr aktuell sein, wenn das Mädchen aufgrund eines ungenügend aufgelösten ödipalen Konfliktes der Mutter im Innersten die Abwertung des Vaters vorwirft: "Durch Verschiebung agiert sie diesen Konflikt gegenüber Personen außerhalb der Familie", was wieder zu sexuellem Agieren führt. Rückblickend auf MOSER (1970), scheinen also Mädchen aus Unterschichtsfamilien bei besseren Identifikationsmöglichkeiten nicht weniger Probleme als Jungen zu haben sondern andersgeartete.

Schließlich erwähnt BLOS für die 3. Konstellation ein "Agieren im Dienste des Ich", das der Wiederherstellung der historischen Ich-Kontinuität diene und vom triebhaften Agieren zu unterscheiden sei. Es stelle den Versuch dar, ein bestimmtes Ereignis der Vergangenheit durch einen Restitutionsversuch in der Gegenwart richtigzustellen, nachdem Eltern ein Trauma zurückgelassen hätten durch die Verfälschung der Realität von kritischen Situationen.

BLOS gelangte durch Erfahrungen bei einzelnen Individuen zu diesen allgemeineren Aussagen, auch dazu, daß bei Straftaten jüngerer Mädchen das Problem mitmenschlicher Beziehungen wesentlich

sei, während delinquente Jungen hauptsächlich an der Beherrschung der Objektwelt und der Umwelt und an dem zerstörerischen Entladen von Aggression interessiert seien. Zur theoretischen Ergänzung fehlen auch hierzu Untersuchungen über die soziale Bedingtheit, wie überhaupt im Bereich der weiblichen Kriminalität viele Fragen unerforscht sind.

3. AGGRESSION - Theorien zu ihrer Genese und Funktion

Dissoziales Verhalten wird im allgemeinen als aggressiv angesehen, da meist die Schädigung anderer Menschen intendiert ist. Die Entstehung und das Wesen der Aggression muß aber diskutiert werden.

U.a. bringen SELG (1971), CHRISTOPH-LEMKE (1970) und SCHMIDT-MUMMENDEY/SCHMIDT (1971) einen Überblick zum Stand der heutigen Aggressionsforschung.

Der Streit über die kongenitale oder reaktive Natur der Aggression blieb bisher unbeendet und unentschieden.

FREUD (1905) brachte große Anregungen in die Aggressionsforschung, zugleich erfuhr sein Postulat eines Todestriebes heftige Kritik. Bevor er diese Hypothese aufstellte, sah er Aggressivität als Komponente der Sexualität. Der Sadismus entsprach einer selbständig gewordenen, Übertriebenen, durch Verschiebung an die Hauptstelle gerückten aggressiven Komponente des Sexualtriebes (1905, S. 57). Während er den Masochismus zunächst als Wendung des Sadismus gegen die eigene Person sah, nahm er später einen primären und sekundären Masochismus an.

Innerhalb seiner zweiten Konzeption von Sexual- und Ichtrieben stellte FREUD (1915) eher die reaktive Natur der Aggression heraus. Sie entsteht aus dem Streben des Ich nach Selbsterhaltung und Selbstbestätigung, wobei das Ich alles abwehrt, was es bedroht oder Triebbefriedigungen hindert. In seiner endgültigen Formulierung sieht FREUD (1920) schließlich die Aggression abgeleitet von einem primären, spontanen Trieb, dem Todestrieb, der dem Lebenstrieb oder Eros gegenübersteht. In der Entwicklung der Aggression folgt auf einen frühen Masochismus zur Vermeidung der Selbstvernichtung der Sadismus, wodurch die Aggression vom

Ich nach außen auf andere Objekte und Gegenstände gelenkt wird. Dem stehen im allgemeinen Hindernisse entgegen, so daß ein Teil der nicht entladenden Aggression introjiziert, also ins Ich zurückgenommen wird. FREUD nennt dies einen sekundären Masochismus (1920). Die introjizierte Triebenergie trägt zur Bildung des Über-Ich bei, das dem Ich ebenso streng gegenübersteht, wie es das Ich anderen gegenüber gewollt hätte. Dies äußert sich dann in Schuldgefühlen.

In der Realität findet sich meistens eine Mischung beider Triebe, so daß sie in reiner Form selten beobachtet werden können. Nach psychoanalytischer Auffassung führt (nicht AMMON) die mißlungene Fusion beider Triebe oder Kräfte zu Störungen.

Ähnlich wie FREUD sehen z.B. HARTMANN, KRIS u. LÖWENSTEIN (1949) sexuelle und aggressive Impulse als grundlegende angeborene Antriebe des Menschen, ohne dafür besondere Triebe zu postulieren. Die Reduktion libidinöser wie aggressiver Spannungen führt zu Lustgewinn, Frustrationen können auslösend nicht jedoch ursächlich wirken, da von den Autoren ein den aggressiven und sexuellen Impulsen zugrundeliegendes konstantes Energiereservoir angenommen wird.

Aggression wird dann internalisiert, wenn durch Frustrationen ausgelöste aggressive Impulse nicht auch zu aggressiven Handlungen führen können.

MITSCHERLICH (1968) mißt Frustrationen als Auslösern von Aggression viel Bedeutung zu, wenn er auch gleichzeitig von einer triebhaften Tätigkeit der Aggression ausgeht. Analog zum Grundtrieb der Sexualität versucht er die Entwicklung der Aggression nachzuvollziehen und unterscheidet die ungekonnte von der gekonnten Aggressivität. "Die letztere wäre die ziel- oder sachgerechte Aktivität" (S. 90), wobei MITSCHERLICH das zerstörerische Zugrei-

fen von einfachem Tun trennt. Die Voraussetzung für diese Entwicklung sieht MITSCHERLICH in der verständnisvoll -liebenden und gegen ungekannte Aggressionen toleranten Erziehung des Kindes. Das Ausmaß libidinöser Zuwendung und die darin enthaltene Toleranz für Aggressionen seien entscheidend für eine optimale Triebmischung, wobei zur Realitätsanpassung gehörende Frustrationen sachgerecht sein mußten. Anpassung dürfte nicht vor allem in der Ausbildung von Abwehrmechanismen gegen Triebregungen bestehen, sondern im gekannten Umgang damit: "... Anpassung muß Triebmischung befördern, die Umwelt muß diesen Vorgang unterstützen und die libidinöse Besetzung muß dabei in die höhere, die leitende Funktion gelangen können. Dem Kind müssen die libidinösen Objektbesetzungen erleichtert werden, und man darf es nicht daran hindern, zugleich mit diesen Besetzungen aggressive Bedürfnisse zu befriedigen" (MITSCHERLICH S.120). Bei eigener Unsicherheit über die Herkunft der Aggression bleibt er weiterhin bei der Behauptung: "Jedenfalls haben wir es in der Aggressivität - wie ihre letzten bewegenden Kräfte geartet sein mögen - mit einem konstitutiven, also unvermeidbaren Element im menschlichen Verhalten zu tun".

AMMON (1971) lehnt die Annahme eines endogenen Aggressionstriebes nachdrücklich ab. An FREUDS Ich-Psychologie anlehnd, versteht er Aggression als eine Ich-Funktion, wobei er zwischen konstruktiver und destruktiver Aggression differenziert: "Konstruktive Aggression als Ich-Funktion ist auf konkrete Objekte gerichtet, ist ad-gredi im Dienste der Selbstentfaltung. Destruktive Aggression ist aus Konflikt geborene, ursprünglich konstruktive Aggression, welche ihr Objekt verloren bzw. verdrängt hat. Autonom geworden hat sie sich dem Selbst des Menschen und seiner gesellschaftlichen Umwelt entfremdet. Sie ist, im psychoanalytischen Sprachgebrauch, ich-fremd geworden" (S. 48).

Bei AMMONS Konzept ergibt sich in manchen Fällen die Schwierigkeit, die im Dienste der Selbstentfaltung stehende Aggression von dem allgemeineren Begriff der Aktivität abzugrenzen, wenn im ad-gredi keine destruktiven Tendenzen enthalten sind.

MITSCHERLICH (1968, S. 90) hält es für notwendig, zwischen Aktivität und Aggression zu unterscheiden, ebenso wie ELHARDT (1968), da sich Aggression nicht ausschließlich in Aktivität äußert, sondern auch in Passivität, "etwa im bohrenden Schweigen oder in der sadistischen Verweigerung." Umgekehrt gibt es auch nicht-aggressive Aktivität.

Andererseits ähnelt AMMONS differenzierende Betrachtung der Aggression der MITSCHERLICHS, wenn er von Frustrationsregulation spricht. Das Kind könne mit Hilfe der Eltern erfahren, daß Frustrationen erträglich sind und daß die Realität nicht prinzipiell Ich-negierend sondern Ich-abgrenzend wirken könne: "Frustration gewinnt diesen konstruktiven Aspekt umso eher, wenn andererseits dem Kinde die Möglichkeit gelassen wird, zu einer Ich-erweitern und Ich-erfahrenden Aktivität im Sinne des ad-gredi zu kommen". (S. 49).

Es erinnert an MITSCHERLICHS Forderung nach sachgerechten Frustrationen und Toleranz gegenüber ungekonnter Aggression beim Kind für den Aufbau gekonnter Aggression.

Im Gegensatz zu MITSCHERLICH sieht AMMON destruktive Aggression nicht als ungekonnte Vorstufe konstruktiver Aggression, sondern als Folge, wenn kindliche Bedürfnisse, ad-gredi und Ich-Entwicklung feindselig abgewehrt werden. Nach MITSCHERLICH ließe sich dies eher als Hindernis sehen, gekonnte Aggressionen überhaupt erst zu erlernen, oder aber als Regression, wenn angemessenere Verhaltensweisen nicht zum Ziel führen.

Die Ähnlichkeit der Konzepte von konstruktiver Selbstentfaltung nach AMMON und aggressiv-libidinöser, gekonnter Selbstbehauptung und Anpassung nach MITSCHERLICH ist bemerkenswert. Dabei darf aber der grundlegende Unterschied nicht übersehen werden, daß AMMON der kindlichen Aggression primär wesentlich positiver gegenübersteht, indem er weder einen angeborenen Destruktionstrieb annimmt, noch Triebmischung und Sublimierung als unbedingte Voraussetzungen für sozial akzeptable Aggressionen hält.

Wie MITSCHERLICH unterscheidet LOCH (1972) zwischen mehr kulturbedingten und biologisch "natürlichen" aggressiven Tendenzen, die unvermeidbar seien (S. 117). Er geht dabei nicht von einem Todestrieb oder Aggressionstrieb aus, sondern vertritt in Anlehnung an WINNICOTT (1958) die These, "daß ein Potential von Kräften, die in aggressiven, destruktiven Akten zur Manifestation kommen, sehr früh in wechselndem Ausmaß aus einer hinsichtlich der Merkmale aggressiv-libidinös neutralen Anlage entsteht" (S. 123).

Bei einem kongenital vorgegebenen Motilitätsbedürfnis bleibt eventuell ein nicht libidinös beanspruchter "neutraler" Rest an Motilität übrig: "Dieser drängt zur Entladung, wobei er, auf den Widerstand der belebten wie unbelebten "Dinge" stoßend, das Subjekt gleichsam hervorbringt und jetzt subjektiv als Aggression und wegen des womöglich simultan entstehenden "Schmerzes" als Destruktion manifest wird. Im ganzen darf in dieser Auffassung eine Spezifizierung der FREUDschen Lehre von der Muskulatur als Organ des Todestriebes gesehen werden" (S. 130).

Außer für den Sadismus und Masochismus vertritt LOCH (1971) nicht die These, daß eine Vermischung libidinöser und aggressiver Tendenzen normalerweise vorgegeben und sinnvoll sei. Vielmehr garantiere der Überschuß libidinöser Tendenzen eine gelungene Anpassung, wenn der Mensch neuen Reizen nicht erliege, sondern sie assimiliere, bzw. sich ihnen akkomodiere. Damit mache er sie

sich als "Lustquelle" zu eigen. Frustrationen seien allerdings im Leben des Menschen unvermeidlich, da ein Rest nicht libidinisierter Motilität und damit potentieller Destruktivität übrigbleiben müsse.

Dabei entscheide die Mutter oder entsprechende Beziehungspersonen über das Vorherrschen entweder von libidinösen oder mehr aggressiven Tendenzen in den sich bildenden Reaktionsschemata, je nachdem wie sie "dem Kind jene Antithesen optimal zu vermitteln weiß" (S. 118).

Zwischen AMMON, MITSCHERLICH u. LOCH bestehen die Gemeinsamkeiten, daß AMMON (1971) konstruktive, da zur Ich-Abgrenzung führende Frustrationen erwähnt (S. 48), MITSCHERLICH von der unausweichlichen Notwendigkeit spricht, das Kind "in der sozialisierenden Hilfestellung" frustrieren zu müssen, was nicht in erster Linie zu Abwehrmechanismen sondern zu gekonnter Aggression führen solle (S. 93) und daß LOCH folgendes postuliert: "Die geistige Geburt ist unzweifelbar nur über die Grenzen möglich, die den aus der Frustration stammenden, von Aggression begleiteten Haüsausbrüchen von "einsichtigen" Erwachsenen gesetzt werden" (S. 124).

Die Annahme einer aggressionsfreien Gesellschaft erscheint bei dieser Betrachtung aufgrund des menschlichen Wesens utopisch, ohne daß dafür das Postulat eines angeborenen Aggressionstriebes notwendig wäre. Es bleibt die Frage, wie die entstehende Aggression auf ein ertragbares Maß reduziert bleiben oder werden kann, was schon bei MITSCHERLICH und AMMON angedeutet wurde. LOCH (1972) vertritt ähnlich wie AMMON die Meinung, daß destruktive Aggressivität dort entstehen müsse, wo "zwischen zwei Partnern ein besonders großes Abhängigkeitsgefühl besteht, wo zwischen ihnen eine Macht- und Potenzdivergenz klappt, die nicht in einem Dritten, einer Synthese zur Lösung gelangt" (S. 128). Wie bei Eltern und Kindern müsse zwar der Schwache über den Starken seine

Autonomie erlangen. Es dürfte aber nicht verhindert werden, daß er "einen autonomen Weg, einen eigenen Stil für seine Liebe" fände (S. 129).

Wenn den schwächeren Einzelpersonen oder Gruppen die Realisation ihrer Möglichkeiten offengelassen wird, kann es gelingen, die Entstehung und Ansammlung von solchen unbewußten Steuerungs- und Aktionssystemen, Affekten und Befindlichkeiten, die sich in destruktiv-aggressiven Akten entladen müssen, relativ niedrig zu halten."

Vom soziologisch-psychoanalytischen Standpunkt aus analysiert KILIAN (1971) die Aggressionsentwicklung mehr in Hinsicht auf die Gesellschaft als auf das einzelne Individuum, wie es bei LOCH u.a. geschieht.

Die Hörigen einer etablierten Fremdherrschaft und Alleinherrschaft hätten sich früher mit dieser auch innerlich identifiziert: "Indem sie die gesellschaftliche Realitätsstruktur der Klassenspaltung in der Herrschaft des Menschen über den Menschen verinnerlichten, machten sie aus dieser Struktur die unbewußte Prämisse und Programmierung eines Realitätsprinzips "Überhaupt", ..." (S. 28) und erwarben damit eine "herrschaftsstrukturelle Identität ihres Bewußtseins" (S. 29). "Die Identifikation mit dem zur Herrschaft gelangten subjektiven Machtprinzip ist sozusagen der historische Sündenfall der Menschheit, welcher seither ... nach Maßgabe eines psychogenetischen Wiederholungszwanges ... von jedem "normalen" Individuum in der frühesten Kindheitsentwicklung nachvollzogen wird, wenn das heranwachsende Kleinkind mit der von FREUD entdeckten Lösung und gleichzeitigen komplexhaften Fixierung des "Ödipuskonfliktes" durch heteronome Identifikation eine herrschaftsstrukturelle Identität erwirbt" (S. 29).

KILIAN sieht diese Kultur, die den Menschen auf ein bestimmtes Sosein festlegt, als eine Kultur der inneren Verdrängung und

äußeren Regression, die aber die Überlebenschance der sich erst entwickelnden menschlichen Kulturen sicherte: "Der Preis dieser Festlegung und des damit verbundenen Entwicklungsverzichts war eine kollektive Züchtung permanenter Aggressivität, die wiederum durch autoritäre Verhaltensdressur diszipliniert und in Kriegen nach außen gelenkt wurde. Die angeborene Primärform menschlicher "Aggression" ist eine entspezialisierte Triebkraft der Motorik und der Expansion, die kein vorgegebenes destruktives Ziel hat. Das "sogenannte Böse" der menschlichen Aggression ist in Wirklichkeit das vielverkannte und verleumdete Gute eines Motors der Progression menschlicher Entwicklung und Entfaltung" (S. 32).

Das Selbstverwirklichungsstreben verwandele sich erst durch innere und äußere Herrschaftszwänge in eine desintegrierte und desintegrierende Triebkraft. Aufgrund dieser Anschauung bezeichnet er FREUD und LORENZ wegen ihrer Thesen eines angeborenen Aggressionstriebes bzw. -instinktes als Kulturpessimisten, weil sie den Aspekt des geschichtlichen Strukturgesetzes einer Systemkrise der Kulturentwicklung vernachlässigt hätten zugunsten vermeintlicher Naturgesetze. Er fügt hinzu: "erst wenn das historische System Mensch bis zu einer kritischen Schwelle der Sättigung von systemimmanenten Widersprüchen angereichert ist, schlägt die menschliche Aggression in Destruktion und Selbstzerstörung um" (S. 35).

Verhaltensforscher konnten die Existenz eines stets oder periodisch wirkenden primären Aggressionstriebes nicht nachweisen, wenn auch einige Anzeichen dafür sprechen. Meistens werden einige Instinkte (THORNDIKE 1930, MC DOUGALL 1947) oder auch nur ein einziger (LORENZ 1943) für die Aggression verantwortlich gemacht, wobei Frustrationen auslösend und Erfahrungen modifizierend wirken können (MC DOUGALL, EIBL-EIBESFELDT 1966).

Gegen die angeborene Natur der Aggression wendet sich die Yale-Schule (DOLLARD, DOOB, MILLER, MOWRER u. SEARS 1939) mit ihrer Frustrations-Aggressionshypothese wie auch andere Lerntheoretiker, wenn sie Aggression als gelernte Verhaltensweisen sehen, sei es als Reaktion auf Frustrationen, sei es entstanden durch Bekräftigungs- oder Beobachtungslernen. Hierauf wurde schon in Kap. 2.2 eingegangen.

Bisher besteht also wenig Einigkeit sowohl über das Wesen wie die Herkunft der Aggression. Sie läßt sich nur mit Einschränkung sehen als "jene Verhaltensweisen, mit denen die direkte oder indirekte Schädigung eines Individuums, meist eines Artgenossen intendiert wird" (MERZ 1965).

Auch wird eine Entscheidung über die Aggression als angeborene, reaktive oder gelernte Verhaltensweise vorerst nicht möglich, eventuell auch gar nicht zweckmäßig sein, wenn sie sich umfassen-der als angeborene Selbstverwirklichungstendenzen mit reaktiven Komponenten sehen ließe. Durch Lernvorgänge könnten neue aggressive Verhaltensweisen zusätzlich hervorgebracht oder alte modifiziert werden. Über das Ausmaß und die destruktive oder mehr konstruktive Ausrichtung der Aggression würde dann die Umwelt aufgrund angemessener oder unangemessener Frustrationen und Einschränkungen entscheiden. Dabei müssen wohl allgemein konstitutionell bedingte Persönlichkeitsunterschiede mitberücksichtigt werden, auch wenn gerade hierüber wenig exakte Forschungsergebnisse zur Verfügung stehen.

4. SUIZIDALITÄT

4.1 Einleitung

Der Name macht schon deutlich, daß man Selbstmord meist in enger Beziehung zum Mord sah, wie er auch strafrechtlich verfolgt, moralisch geächtet und verheimlicht wurde. Wie beim Mord liegt die Interpretation nahe, in dieser Haltung der Gesellschaft ihre abgewehrte Verantwortung für die Ursachen suizidalen Handelns zu sehen.

Die Beurteilung durch die Gesellschaft scheint hier interessant, wenn sie Suizid als Mißtrauensvotum gegen die bestehende Ordnung empfindet (ZWINGMANN 1965), ohne bereit zu sein, die Kritik anzunehmen.

Es wird in dieser Arbeit davon ausgegangen, daß Suizid und Suizidversuch nichts grundsätzlich Verschiedenes darstellen, sondern auf ein Kontinuum fallen, wo suizidale Verhaltensweisen nach der Wahrscheinlichkeit zum Tode zu führen, geordnet sind (LESTER 1970b).

SHNEIDMAN (1957) stellte bei der Untersuchung von Selbstmördern fest, daß dreiviertel von ihnen schon Suizid versucht bzw. damit gedroht hatte. Er hält damit fest, daß eine enge Beziehung zwischen Suizid und Suizidversuch besteht.

Auch MEWES (1970) hält die umstrittene Ansicht für wissenschaftlich widerlegt, daß Selbstmord bei solchen Menschen, die ihn androhen, aber meist nicht zu Ende führen, nicht zu erwarten sei. Gleichzeitig muß berücksichtigt werden, daß es sich bei den suizidalen Gruppen um verschiedene, sich aber überlappende Populationen handelt (LESTER 1971, STENGEL 1969, RINGEL 1961) oder um verschiedene Stadien in einem suizidalen Prozeß (FARBEROW 1950). Auf explizite Unterschiede soll an bestimmten Stellen eingegangen werden,

ansonsten erfolgt die Betrachtung des Suizidproblems für beide Verhaltenstypen gemeinsam.

Die Literatur zum Suizidproblem ist äußerst umfangreich, wohl als Zeichen des zunehmenden Interesses daran. Der Zugang zu den Ursachen und Motiven des Suizids wird von verschiedenen Disziplinen versucht, was bei der Vielschichtigkeit des Problems auch notwendig ist. Wesentlich ist dabei die Integration der verschiedenen Theorien.

Auch die Statistik wird häufig als Mittel zur Erforschung der Suizidalität herangezogen. Diese Ergebnisse erfordern eine kritische Betrachtung bezüglich Vergleichbarkeit und Aussagetiefe. Hinzu kommt das Problem der Dunkelziffern für Suizidversuche, deren Häufigkeit ein Zehnfaches der Suizide betragen soll, aber auch 20 : 1 bis 50 : 1 geschätzt wird. Auch Suizide werden u.a. aus versicherungstechnischen Gründen häufig von den Angehörigen kaschiert, da sonst die Lebensversicherung des Suizidanten nicht zahlt. Trotz ihrer Mängel kann die Statistik aber die Richtung der psychologischen und soziologischen Analyse vermitteln (DUBITSCHER 1957). Auf die Fülle statistischer und allgemeinpsychologischer Daten kann hier nicht eingegangen werden, dazu sei auf die einschlägige Literatur verwiesen, wie STENGEL 1969, ZWINGMANN 1965 u.a. Ein kurzer Abriß zu den biographischen und situativen Bedingungen soll genügen.

BALLUSSECK (aaO.) nennt aufgrund statistischer Durchschnittswerte vereinfachend einige Umstände, die in Europa häufig in Zusammenhang mit Suizid stehen:

- in den besten Jahren (RINGEL: 30 - 60 Jahre), männlich, verschieden, sehr erfolgreich;
- Besitzer einer Schußwaffe;
- erstgeboren, Eltern früh verloren, danach freudlose Jugend;
- meteorologisch günstige Umstände: Föhn mit erdmagnetischen Störungen;

- gehört keiner Glaubensgemeinschaft an, und auch keiner Organisation, an die er Herz und Verstand hängt;
- Tatzeit: Wochenende im Mai

Variante für US-Bürger: weiße Hautfarbe, lebt im nördlichen Teil der Westküste, Monat: April statt Mai.

Als Selbstmordziffer gibt STENGEL 20/100.000 der Bevölkerung in der BRD an, wobei im Gegensatz zu den Suizidversuchen seit 1950 ein geringer Anstieg zu verzeichnen war (HARMSSEN 1966).

Für den Suizidversuch ergeben sich etwas andere Daten:

Alter: 20-45 Jahre, mehr Frauen, "weiche" Methoden wie Vergiftungen, um die Hälfte geringerer psychotischer Anteil, häufigere Kurzschlußhandlungen, eher neurotische Reaktionen auf aktuelle Schwierigkeiten, geringere Selbstzerstörungstendenzen (RINGEL 1961), häufiger Appell um Hilfe an die Umwelt (STENGEL aaO.).

PARNITZKE(1961) führt für den Selbstmord folgende Motive der Wichtigkeit nach auf:

Körperliche Krankheit, Geisteskrankheiten und Gemütsleiden, Trunksucht, familiärer Streit;

anders gilt für Selbstmordversuche:

Familiärer Streit, danach Liebeskummer, Geisteskrankheiten und Gemütsleiden.

PÖLDINGER (1968) und BOCHNIK (1962) haben versucht, die Ursachenforschung der Suizidalität auf mehr quantitative Weise fortzuführen. Bei PÖLDINGER handelt es sich für die Abschätzung der Suizidalität um die Erfassung relevanter psychopathologischer, psychologischer, soziologischer Faktoren, die korrelationsstatistisch auf Kombinationshäufigkeiten geprüft werden.

BOCHNIK fand faktorenanalytisch acht voneinander unabhängige Faktoren für die Merkmalsgruppe der Suizidversuche (geordnet nach der Wichtigkeit):

Lebensalter, historische Epoche, Belastungskumulation, Geschlechtszugehörigkeit, Verwundbarkeit der Persönlichkeit durch bestimmte Persönlichkeitsartung, Lebenssituation gegenüber charakterlichen Schwierigkeiten, demonstrativ-theatralische Tendenzen, Primitivität der Persönlichkeit.

Die obengenannten empirisch-exakten quantitativen Analysen kennzeichnen neue Wege in der Selbstmorddiskussion, die die qualitativen Vorgehensweisen noch bereichern können.

Die Suizidalität in ihrer Vielschichtigkeit soll im folgenden von verschiedenen theoretischen Ausgangspunkten erfaßt werden.

4.2 Soziologische und sozialpsychologische Theorien

DURCKHEIM (1967) brachte 1897 erstmals einen umfassenden soziologischen Beitrag zum Problem des Suizids.

Ähnlich wie für die Kriminalität postuliert er den Suizid als natürliches allgemein-kollektives Phänomen, was den Einzelnen beeinflusse. So erscheine der Suizid zwar als persönlicher Akt, müsse jedoch durch die spezifische Gesellschaft erklärt werden, der das Individuum angehöre. Bei gleichbleibendem gesellschaftlichen Charakter verändere sich auch die Suizidrate wenig, dagegen führten Störungen und Mängel der Gesellschaftsstruktur zu einem Ansteigen.

Eine geringe Integration des Einzelnen in soziale Gruppen wirke sich besonders selbstmordgefährdend aus und könne zu der Form des "egoistischen Selbstmords" führen. Oder anders ausgedrückt: Je größer der Integrationsgrad einer Gruppe ist, an der das Individuum teilhat, umso geringer ist die Selbstmordrate dieser Gruppe. Eine zu starke Individualität schwäche die Kontrolle durch die Gesellschaft und vermindere die Immunität dieser Individuen gegen die kollektive Selbstmordneigung.

Dazu entgegengesetzt resultiere der "altruistische Selbstmord" aus einer ungenügenden Individuation des Individuums, das sich aus Übermäßigem Altruismus oder Pflichtgefühl das Leben nehme. Hierunter läßt sich häufig der Suizid alter und kranker Menschen einordnen, früher vorkommende Witwenverbrennungen, Märtyreropfer und das Harakiri bei Japanern. Besonders in primitiven Gesellschaften war diese Form häufig.

Zusätzlich unterscheidet DURCKHEIM noch den "anomischen Selbstmord". Wenn es der Gesellschaft nicht mehr gelinge, das Verhalten des Einzelnen zu lenken und zu regeln (ein Zustand, den DURCKHEIM Anomie nannte), wird der Suizid häufiger. Der Nieder-

gang religiöser Glaubensüberzeugungen, die übermäßige Lockerung der für Beruf und Ehe geltenden Verhaltensnormen seien Manifestationen der Anomie. Ihre Folge seien Störungen der kollektiven Organisation, die ihrerseits wiederum die Immunität des Einzelnen gegen Suizidneigungen herabsetze. Das erkläre die hohe Selbstmordrate bei Geschiedenen. Der Unterschied zum egoistischen Selbstmord läge darin, daß es in diesem Fall nicht darum geht, wie die Individuen mit der Gesellschaft verbunden sind, sondern wie die Gesellschaft sie kontrolliere. Dies bedeutet aber, daß Individuen nur dann von der Gesellschaft verbindlich gelenkt werden könnten, wenn ihre gesellschaftliche Bindung stark genug sei, d.h. Normen vorhanden seien und akzeptiert würden. Egoismus und Anomie stehen also in Beziehung zueinander und können sich gegenseitig steigern.

DURCKHEIMS Thesen sind heute zum Teil überholt. Während er individuelle Determinanten verleugnete, wird heute die Bedingtheit suizidalen Geschehens durch individuelle und kollektive Ursachen anerkannt.

FARBER (1968) kritisiert an DURCKHEIM die schwierige Bestimmung eines Maßes für die soziale Integration und hält menschliche Beziehungen für zu vielschichtig und kompliziert, um sie nur unter diesen Begriff subsummieren zu können.

GIBBS u. MARTIN (1964) entwickelten auf DURCKHEIMS Integrationshypothese aufbauend eine Theorie, um einen besonderen Integrations-typ, nämlich die Statusintegration zu messen. Sie stellten dazu folgende Postulate auf:

1) Die Selbstmordrate einer Bevölkerung variiert umgekehrt zur Stabilität und Dauerhaftigkeit der sozialen Beziehungen innerhalb der Bevölkerung.

2) Die Stabilität und Dauerhaftigkeit der sozialen Beziehungen einer Bevölkerung variiert direkt mit dem Ausmaß, in dem Personen

dieser Bevölkerung den vorgeschriebenen und sozial sanktionierten Forderungen und Erwartungen, die an sie gestellt werden, entsprechen.

3) Das Ausmaß, in dem Personen einer Bevölkerung den vorgeschriebenen und sozial sanktionierten Forderungen und Erwartungen, denen sie ausgesetzt sind, entsprechen, variiert invers mit dem Ausmaß, in dem Personen dieser Gruppe mit Rollenkonflikten konfrontiert werden.

4) Das Ausmaß, in dem Personen einer Gruppe mit Rollenkonflikten konfrontiert werden, variiert direkt mit dem Ausmaß, in dem Personen dieser Gruppe inkompatible Staten innehaben.

5) Das Ausmaß, in dem Personen einer Gruppe inkompatible Staten besitzen, variiert invers zum Grad der Statusintegration dieser Gruppe".

Als Haupthypothese ergibt sich daraus: Die Selbstmordrate einer Bevölkerung variiert umgekehrt mit dem Grad der Statusintegration dieser Gruppe, je höher die Statusintegration der Mitglieder einer Gruppe ist, umso niedriger ist die Selbstmordrate der Gruppe.

FARBER (1968) kritisiert den geringen Aussagewert der Variable "Status", da zwischen sozialer Klasse (Schicht) und Suizid nur schwache Korrelationen bestünden; ein geeigneteres Maß ergab sich im sozialen Abstieg.

BRAUN (1971) analysiert die Theorie ausführlich wissenschaftstheoretisch und sieht u.a. Mängel in der ungenügenden Trennung und Berücksichtigung von Variablen.

Von HENRY u. SHORT (1954) liegt eine differenzierte soziologische Theorie vor.

Sie postulieren ein Ansteigen der Selbstmordrate mit der Höhe des sozialen Status und ein Sinken mit der Stärke der sozialen Bezugssysteme. Ein gemeinsames Element dieser beiden Variablen, das de-

ren Verknüpfung mit dem Suizid erklärt, fanden sie in den reduzierten "external restraints", also äußerem Zwang oder Einschränkung durch andere. Dabei beziehen sie sich auf Hypothesen, daß in sozialen Beziehungen jede Seite gewissen Einschränkungen unterliegt, wenn sie sich an die Wünsche und Erwartungen der anderen Seite anpassen will. Dies bedeutet dann, daß isolierte Individuen eben aufgrund der reduzierten sozialen Beziehungen weniger äußere Einschränkungen erfahren als Personen mit starken oder zahlreichen Beziehungen.

Ebenso seien Individuen mit hohem sozialen Status geringeren Forderungen und Einschränkungen ausgesetzt als solche mit niedrigerem Status, also eher selbstmordgefährdet.

HENRY u. SHORT erklären sich die vor Selbstmord schützende Funktion äußerer Einschränkungen wie folgt: Wenn viele Forderungen von außen an ein Individuum gestellt werden, kann es die Verantwortung für die Konsequenzen seiner Handlungen eher anderen übertragen als im umgekehrten Fall, wenn die Tat zum größten Teil selbstbestimmt war. Unter dieser Bedingung mußte das Selbst die Verantwortung bei Frustrationen auf sich nehmen.

So gelingt es den Autoren, Mord und Selbstmord einander gegenüberzustellen: sie verstehen Aggression als Folge von Frustration, die im Suizid gegen das eigene Selbst gerichtet wird, wenn dies die Quelle der Frustration war. Liegt dagegen die Ursache der Frustration außerhalb des Selbst, so richtet sich die Aggression gegen äußere Objekte wie im extremen Fall beim Mord.

Die äußeren Einschränkungen würden dann weitgehend über die Richtung der Aggression entscheiden: "When external restraints are strong, others will be perceived as the source of frustration, and aggression consequent to frustration will flow outwardly.

When external restraints are weak, the self will be perceived as

the source of frustration, and the aggression consequent to it will flow inwardly against the self. In extreme cases, it will procedure suicide" (S. 66).

Andere Soziologen sehen die Bedingungen für Suizid ähnlich wie z.B. LALLI u. TURNER (1962), die ihn in offenen Gesellschaftssystemen für wahrscheinlicher halten. "Open societies" werden von ihnen solche Gesellschaften genannt, wo Leistung mehr als beigemessener Status betont wird und persönliche Entscheidungen und Freiheit hoch geschützt werden.

In einer "closed society" dagegen bestimmt der Status fast alle Rechte und Pflichten, und es bestehen Klammern-, Kasten- oder Rangsysteme, wo Sitten und Konventionen streng beachtet werden. Solch ein System verstärke eher die Mordrate.

Die Autoren prüften ihre Hypothesen, indem sie die Populationen der Weißen und Neger in den USA auf ihre Mord- und Suizidfrequenz untersuchten. Sie fanden ihre Theorie bestätigt, da sich bei Negern eine höhere Mord- und niedrigere Suizidrate als bei Weißen fand.

LESTER (1971) bewies ebenfalls dagegen die allgemeine Gültigkeit der Hypothese aufgrund einer Untersuchung von zwei ethnischen Populationen auf Ceylon, deren Ergebnisse der Theorie von LALLI u. TURNER widersprechen.

PORTERFIELD (1952) vertritt eine ähnliche Meinung wie HENRY u. SHORT. Er unterscheidet die "secular" von der "folk society" und sieht sie als Endpunkte auf einem Kontinuum angeordnet. Unter dem Prozeß der Säkularisierung versteht er im wesentlichen eine Intensitätsverminderung von Verwandtschafts- und engen Nachbarschaftsbeziehungen, eine Verringerung der ursprünglichen Kommunen und Dörfer durch Landflucht, die Verwerfung verschiedener Institutionen und schließlich das Zusammenbrechen der vor-

herrschenden Bräuche und Sitten, religiösen Strukturen, Klassen und Prestigeschemata bei gleichzeitigem Auftauchen fremder Ideen, Menschen und Maschinen. So entstehe eine neue säkularisierte Gesellschaft aus den Fragmenten einer älteren Bevölkerung.

PORTERFIELD entwickelte einen Säkularisierungsindex und schloß aus einer Untersuchung, daß Suizid besonders in der Oberschicht einer "secular society" zu erwarten ist, während die "depressed folk society" eher zu Mord neige. Die letztgenannte Gesellschaftsform beschreibt er folgendermaßen: "It is the society marked by a type of "rurality" involving depressed population as indigenous or local groups trampling on one another's toes; the people with a status consciousness which may be ethnicall slanted; the people whose convictions, rationalizations, and sense of infallibility set them at war with one another, although they are rooted on the same land" (S. 334).

Auch diese Theorie läßt es plausibel erscheinen, daß die Stärke der äußeren Einschränkungen die Grundlage für eine legitime, nach außen gerichtete Aggression abgibt.

GOLD (1958) fragt in einer sozialpsychologischen Fortführung von HENRY u. SHORTs Theorie nach den Ursachen, warum Aggression auf das Selbst zurückgewendet wird, wenn sie sich nicht gegen andere wenden kann.

Er führt dies auf eine unterschiedliche Sozialisation der Aggression in verschiedenen Schichten zurück, nämlich die Anwendung mehr körperlicher Strafen gegenüber psychischer Bestrafung in der Unterschicht.

Wie ALLINSMITH (in ANDREAE 1971) mit einer TAT-Untersuchung nachwies, konnten Kinder bei körperlicher Strafe die Herkunft dessen, was auf sie einwirkt und sie verletzt, eher abschätzen, außerdem boten körperlich strafende Eltern ein Imitationsmodell, das ihr

Über-Ich beeinflusse.

Diese Ansicht geht mit der Lerntheorie konform, besonders aber auch mit BRONFENBRENNERS (in BERNSTEIN 1970) Analyse von Erziehungspraktiken. Es wird darin deutlich, daß Eltern der Mittelklasse dem Kind u.a. durch die Form des Strafens ein stärkeres Maß an Selbstkontrolle ermöglichen, was mit körperlichen Strafen nicht in dem Maß erreicht wird.

Unter dem gleichen Aspekt versucht HAVIGHURST (1969) die Entstehung von Suizid zu verstehen. Er schließt von den Mord- und Selbstmordraten auf die Art eines Volkes, mit seinen aggressiven Impulsen umzugehen. Niedrige Klassen erlebten mehr Frustrationen und lernten eher Aggressionen offen auszutragen, was zu höheren Selbstmord- und Mordraten führe. Unerklärlich bleibt für HAVIGHURST dabei die größere Häufung von Suiziden bei Collegestudenten, obwohl die Selbstmordzahl in den USA umgekehrt proportional zur Bildung sei.

Es muß hier reflektiert werden, ob sich die gruppen- oder schichtabhängige Selbstmordfrequenz nicht eher auf kultur- und gruppen-spezifische Erziehungsstile als äußere Einschränkungen zurückführen läßt, bzw. welche Faktoren notwendig hinzukommen.

LESTER (1967) prüfte statistisch die Beziehung zwischen den Selbstmord- und Mordraten von 33 Stämmen und Erziehungsstilen (die Skalen wurden von CHILD übernommen), fand aber keine signifikanten Beziehungen. Er hatte sich dabei im Sinne von GOLD auf Erziehungsstile bezogen, die bezüglich Strafen eher "liebes-orientiert" waren. Angesichts dieses Ergebnisses kann auch an GOLD kritisiert werden, daß der Postulierung bestimmter Straftechniken ein zu geringer Erklärungswert für die Ursachen nach innen gewendeter Aggression zukommt. Ebenso wenig lassen rein soziologische Erklärungen einen Schluß auf individuelles Verhalten zu. Es fehlt immer

der Gegenbeweis, warum die große Zahl anderer Menschen in gleichen Verhältnissen und Situationen nicht ebenfalls Suizid begeht.

FARBER (1968) versucht mit sozialpsychologisch-feldtheoretischem Ansatz die Einseitigkeit der soziologischen Theorie zu überwinden. HENRY u. SHORTs Konzept der "external restraints" erscheint ihm zu vage, um es auf die komplexen Realitäten menschlicher Gesellschaften anzuwenden. Als Beispiel nennt er Japan, wo Mißbilligung durch andere eine äußerst wichtige Rolle spielt und eine starke soziale Kontrolle darstellt, wo also ein großes Ausmaß äußerer Einschränkungen und Forderungen besteht. Dennoch hat Japan eine hohe Suizidrate.

Weiterhin erwähnt er, daß für die Unterschicht oft weniger Einschränkungen geltend gemacht werden, wie z.B. für Sexualität und Aggressivität.

Bemerkenswert ist aber auch, daß gerade Menschen mit sehr engen mitmenschlichen Beziehungen, wie Depressive, Selbstmord begehen. An dieser Stelle wäre eine Unterscheidung von Suizid und Suizidversuch notwendig. Die Theorie der external restraints erhält dadurch eine gewisse Unterstützung, daß wirklich isolierte Menschen, wie körperlich und psychisch Kranke, oder alte Leute (s. PARNITZKE aaO., AMELUXEN 1962) eher Suizid begehen als Menschen mit mehr sozialen Beziehungen, auch wenn diese gestört sind. Letztere richten häufig durch ihren Suizidversuch einen Appell an die Umwelt.

FARBER (aaO.) sieht eine den Suizid mitbedingende Variable im Mangel an Unterstützung durch Personen und Institutionen. Dies sei zwar eine Komponente der Einsamkeit, jedoch müsse die empfundene Einsamkeit nicht vollständig mit dem tatsächlichen Isolierungsgrad korrelieren.

Weitere Variablen bestünden in strengen Forderungen der Gesellschaft, sich kompetent zu erweisen und in "demands of interpersonal

giving" (S. 63), also in der Forderung, anderen Unterstützung und Zuwendung zu geben. Einen Einfluß habe auch der gesellschaftlich bedingte Mangel an hoffnungsvollen Zukunftsperspektiven, d.h. "a constricted psychological space of free movement" (S. 63), wie z.B. in Westberlin, ferner eine niedrige Toleranzgrenze der Gesellschaft für Suizid.

FARBER erstellt aus diesen Variablen eine feldtheoretische Formel für die Suizidgefährdung, betont aber im Unterschied zu soziologischen Forschern auch den Einfluß von Persönlichkeitsvariablen: "We must not forget, of course, that the direction of the flow of influence is not only from the social surround of the individual. In one sense individuals inherit their society, but they also create and modify it" (S. 65).

Die Wahrscheinlichkeit, daß jemand Suizid begehe, sei eine Funktion seiner Verletzlichkeit und der Stärke von Versagungen (s.o.).

Mehr explizit versteht FARBER unter den suizidbegünstigenden Persönlichkeitsfaktoren vor allem ein schwach ausgebildetes "Kompetenzgefühl", das sich häufig in Abhängigkeit äußere, aber auch vielen anderen psychiatrischen Kategorien zugrunde liege, so wie Suizid auch nur eine Form der Selbstzerstörung sei.

Abhängige Menschen fühlen sich oft nur dann kompetent, wenn sie von starken Persönlichkeiten unterstützt werden. Der Verlust dieser Person könne dann schon eine Voraussetzung für Suizid sein. Bei verschiedenen psychischen Störungen werden nach FARBER unterschiedliche Mechanismen zur Bewältigung des niedrigen Kompetenzgefühls entwickelt.

Eine Depression entstehe z.B. dann, wenn die Gefühle von Verlassenheit und Unzulänglichkeit einen unstillbaren Hunger nach Liebe, Unterstützung u.ä. hervorrufen. Wenn die Erfüllung der übersteigerten Wünsche durch meist nahe Angehörige nicht gelingt, führt dies

zu Frustration und Aggression gegen die versagende Person. Bestimmte Werte und eben diese Abhängigkeit von anderen verhindert eine Abreaktion der Aggression und führt zu einer unlösbaren Situation, die das Unzulänglichkeitsgefühl weiter verstärkt. Hinzu kommt also die Schwierigkeit, mit Aggressionen umzugehen.

FARBER hält es für kulturell bedingt, ob die Betonung mehr auf der Hilf- und Hoffnungslosigkeit, der aus Frustrationen entstandenen Wut oder den Schuldgefühlen wegen der Wut liegt. Wie ERIKSON (1961) postuliert er, daß jede Gesellschaft die Menschen so prägt, wie sie sie braucht. Es gelingt ihm, dies spezifisch für die Suizidalität am Beispiel von Dänemark und Norwegen nachzuweisen.

FARBER betont also eine starke gegenseitige Abhängigkeit von sozialen und psychologischen Faktoren für die Ätiologie der Suizidalität, insofern als situative und soziologische Bedingungen erst dann wirksam werden, wenn Persönlichkeitsdeformierungen dafür die Voraussetzung abgeben. Oft werden Menschen bestimmte Situationen erst aufgrund spezifischer Persönlichkeitsstörungen als hoffnungslos wahrnehmen oder sich isoliert fühlen. Angesichts der Komplexität der Suizidalität bleibt es fraglich, ob die eine von FARBER hervorgehobene Persönlichkeitsvariable neben vier sozialpsychologischen zur Erklärung ausreicht.

Ähnliches gilt für LINDEN (1969), der bei situationsanalytischer Betrachtung den Suizidversuch für eine kurzfristige Reaktion auf kritische Situationen, meist Störungen zwischenmenschlicher Beziehungen, hält. Von daher mißt er vorbeugenden Maßnahmen kaum Wert zu und fordert eine an den Suizidversuch anschließende sozialpsychologische Betreuung. Obwohl er in einer Untersuchung Depressionen, Psychopathien und Neurosen bei Suizidanten diagnostizierte, übersieht er dabei im Gegensatz zu RINGEL (1953a), daß Persönlichkeitsstörungen eine längerdauernde Entwicklung darstellen, die auf die Umweltgestaltung einwirken und kurzfristige

Reaktionen erst ermöglichen.

Die Existenz von negativen Umweltbedingungen hat mit Sicherheit Bedeutung für die Entstehung von Persönlichkeitsstrukturen, die eine suizidale Entwicklung begünstigen. Zahlreiche Autoren wiesen mehrfache familiäre Belastungen oder ein sogenanntes "broken home" bei Suizidanten nach (vergl. PARNITZKE 1961, V. SCHLIEFFEN 1969, STENGEL 1969). Ähnliche Ergebnisse liegen aber auch für andere abweichende Verhaltensweisen wie Alkoholismus, Kriminalität, Sucht. vor, so daß der prognostische Wert dieser Variablen allein gering ist.

Auch KOBLER u. STOTLAND (1964) kommen mit ihrem ebenfalls feldtheoretischen Ansatz zu keiner befriedigenden Kenntnis der Persönlichkeitsstruktur von Suizidanten. Ein Suizidversuch stelle oft eher eine depressive Reaktion dar, als daß man eine zugrundeliegende depressive Struktur diagnostizieren könne. Auch lasse sich mit der Diagnose "Depression" das Suizidproblem nur in Grenzen erklären, da nur ein geringer Teil von depressiven Menschen Suizid begehe.

Die Autoren fordern daher einen "set of dynamics" (S. 4) spezifisch für suizidales Verhalten. Zusätzlich erweitern sie die Suizidtheorie um einen sozialpsychologischen Aspekt, der teilweise Ähnlichkeiten mit dem von FARBER (aa0.) aufweist. Nach ihrer Meinung stellt suizidales Verhalten einen frenetischen Hilfeschrei an die Umwelt dar und entsteht als Antwort auf eine neue Erfahrung, die den Verlust einer stabilen Rolle einschließt. Gewinnt dieser Mensch dabei das Gefühl der Unzulänglichkeit und wird die Situation untragbar, so sucht er in den Beziehungen nach Hoffnung, die ihm früher eine adäquate und hoffnungsvolle Rolle garantierten.

KOBLER u. STOTLAND gehen davon aus, daß ein Mensch mit niedriger

Selbsteinschätzung eher Führung verlangt und von fremden Erwartungen abhängig ist, weshalb sie eine Gefahr für ihn in der Identifizierung mit eben diesen fremden Erwartungen sehen: "In our view, when the disturbed individual seeks an organizing principle or purpose, he will be guided to a great extent by his interpretations of the expectations of people significant to him in his world. How others identify him, seems crucial" (S. 14). Wenn der suizidgefährdete Mensch dann von anderen die Erwartung spürt, er werde wirklich Suizid begehen, so wird die Wahrscheinlichkeit dazu größer wegen seiner Suche nach einer neuen Identität: "He grasps at the suicidal identity, and achieves a kind of equanimity and stability of behavior" (S. 14).

Diese Behauptung erscheint interessant. KOBLER u. STOTLAND konnten sie für die spezifische Situation von Klinikern verifizieren, woraufhin sie die Ausstrahlung von Hoffnung durch Ärzte und Therapeuten für sehr wesentlich erachteten. Fraglich bleibt allerdings eine Generalisierung dieser Theorie auf suizidale Situationen überhaupt, da Suizid auch für die Umwelt wirklich überraschend eintreten kann. Plausibel erschiene, wenn die betroffenen Menschen weniger ihre Suizidgefährdung als ihre Unfähigkeit oder Überflüssigkeit in den Erwartungen anderer bestätigen sähen. Dies würde manche wie Geschiedene oder alte Menschen auf der Suche nach einer neuen Identität scheitern lassen.

Es wird wieder deutlich, wie wichtig die Erforschung von bestimmten Persönlichkeitsvariablen ist, um nach ihrer Integration mit soziologischen und sozialpsychologischen Variablen zu einer befriedigenden Lösung des Suizidproblems zu kommen.

4.3 Psychologische Theorien

4.3.1 Lerntheoretische Beiträge

Bisher liegen wenige lernpsychologische Theorien und Untersuchungen zum Problem der Suizidalität vor.

DOLLARD u.a. (1939) entwickelten aus ihrem allgemeinen Konzept zur Aggression eigene Hypothesen über Selbstaggression. Von der Voraussetzung ausgehend, daß Frustration immer zu Aggression führt und jeder Aggression stets Frustration vorausgeht, beschränken sie Aggressionen und aggressives Verhalten nicht auf direkte Angriffe von Personen, sondern halten auch Ersatzentwicklungen für möglich.

Wenn Frustrationen zu einem starken Aggressionsanreiz gegenüber der Person führen, die als Frustrationsquelle wahrgenommen wird, so entsteht eher Selbstaggression, wenn das Selbst als diese Frustrationsquelle gesehen wird.

Weiterhin läßt sich aus der Voraussetzung, daß die Unterbrechung von Aggressionshandlungen zu weiteren Frustrationen führt, folgendes schließen: wenn das Selbst und kein externer Agent die Aggressionshandlungen verhindert, wird sich die inhibierte direkte Aggression eher gegen das Selbst richten.

DOLLARD u.a. (1939) halten aber Selbstaggression als Verletzung des Selbst für bestrafend und da Strafen eher Aggressionen verhindern, folgern sie:

Selbstaggression erfolge bei sonst konstant gehaltenen Bedingungen nur dann, wenn andere Ausdrucksformen in stärkerem Maße inhibiert sind.

YATES (1962) erweitert diese Hypothese dahin, daß das frustrierende Individuum und die frustrierte Person gewisse Ähnlichkeiten aufweisen müssen, außerdem werde das Selbst nur dann angegriffen,

wenn sich das Verbot aggressiven Verhaltens durch die frustrierende Person auf alle möglichen Arten aggressiver Reaktionen übertragen hat.

BRAUN (1971) kombiniert DOLLARDS und YATES Annahmen zu folgenden erweiterten Hypothesen:

- 1) "Wenn eine bestimmte Ähnlichkeit zwischen der frustrierenden und der frustrierten Person existiert und das Selbst als Frustrationsquelle wahrgenommen wird, dann ist mit einer selbstaggressiven Reaktion zu rechnen" (S. 134).
- 2) "Wenn sich das Verbot einer aggressiven Antwort gegenüber der frustrierenden Person auf alle möglichen aggressiven Antworten generalisiert und Selbstaggression die am wenigsten inhibierte Antwort ist, dann ist ein selbstaggressives Verhalten zu erwarten" (S. 135).

PIG u. GREEN (in LISCHKE 1972) prüften eine dieser Thesen in einer empirischen Untersuchung und konnten bestätigen, daß die Tendenz zur Selbstaggression dann am größten wird, wenn die Ähnlichkeit zwischen Frustrierendem und Frustrierten ihr Maximum erreicht.

An der Generalisierbarkeit dieser Theorie kann man aber kritisieren, daß auf Frustration nicht immer Aggressionen folgen müssen (vergl. Kap. 3). Außerdem fehlt die Bestimmung und Integration von intervenierenden Variablen wie Motivation, Aggressionshemmung und -angst u.a. Auch lassen sich Begriffe wie Wahrnehmung des Selbst als Frustrationsquelle schwer präzisieren und empirisch nachprüfen. Mit Hilfe dieser Frustrations-Aggressionshypothese wird eine erste Erklärung der Annahmen von HENRY u. SHORT (a.a.O.) wie auch von MERTONS (a.a.O.). Anomiehypothese möglich. Die Annahme, daß die Wahrnehmung des Selbst als einziger Frustrationsquelle zu Selbstaggression führt, stützt die

Theorie der geringen "external restraints" als Bedingung für eine hohe Suizidrate. Ähnliches gilt für die Anomietheorie. MERTON behauptet (vergl. Kap. 2.1), daß eine Diskrepanz von kulturell definierten, allgemein anerkannten Zielen und gesellschaftlich akzeptierten Normen für die Erreichung dieser Ziele zu abweichendem Verhalten führt.

Während kriminelles Verhalten durch die Ergreifung illegitimer Mittel entsteht, gilt dies nicht für die Verhaltenskategorie der "Weltflucht", wozu MERTON Selbstmord, Alkoholismus, psychotisches Verhalten und Drogensucht zählt. Suizidales Verhalten kommt dann zustande, wenn eine Diskrepanz zwischen dem kulturell bestimmten Ziel und möglichen Mitteln zur Zielerreichung derart besteht, daß die Ziele akzeptiert, aber weder legitime noch illegitime Mittel anerkannt werden oder erreichbar sind. Mit der Frustrations-Aggressionshypothese könnte diese Behauptung insofern präzisiert werden, daß in diesem Fall nur noch das Selbst für die Diskrepanz verantwortlich gemacht und als Frustrationsquelle gesehen werden könnte.

Differentialdiagnostisch fehlen wieder Persönlichkeitsvariablen und Aufschlüsselungen, warum gerade diese Kategorie der Weltflucht gewählt wurde.

4.3.2 Motivationstheoretische Beiträge

BRAUN (1971) schlägt versuchsweise eine Reduktion der Integrationstheorie von DURKHEIM (1967) und der Anomietheorie auf die Motivationstheorie von ATKINSON (in BRAUN 1971) und nicht auf die Lerntheorie vor.

ATKINSON entwickelte die Theorie, daß Personen, die sich durch eine geringe Leistungsmotivation auszeichnen, nicht auf Belohnung durch Erfolg sondern auf Nichtbestrafung durch Meidung von Mißerfolg bedacht sind.

Diese negative Leistungsmotivation wurde als Verhaltenstendenz, Mißerfolg zu meiden, bezeichnet oder als Furcht vor Mißerfolg.

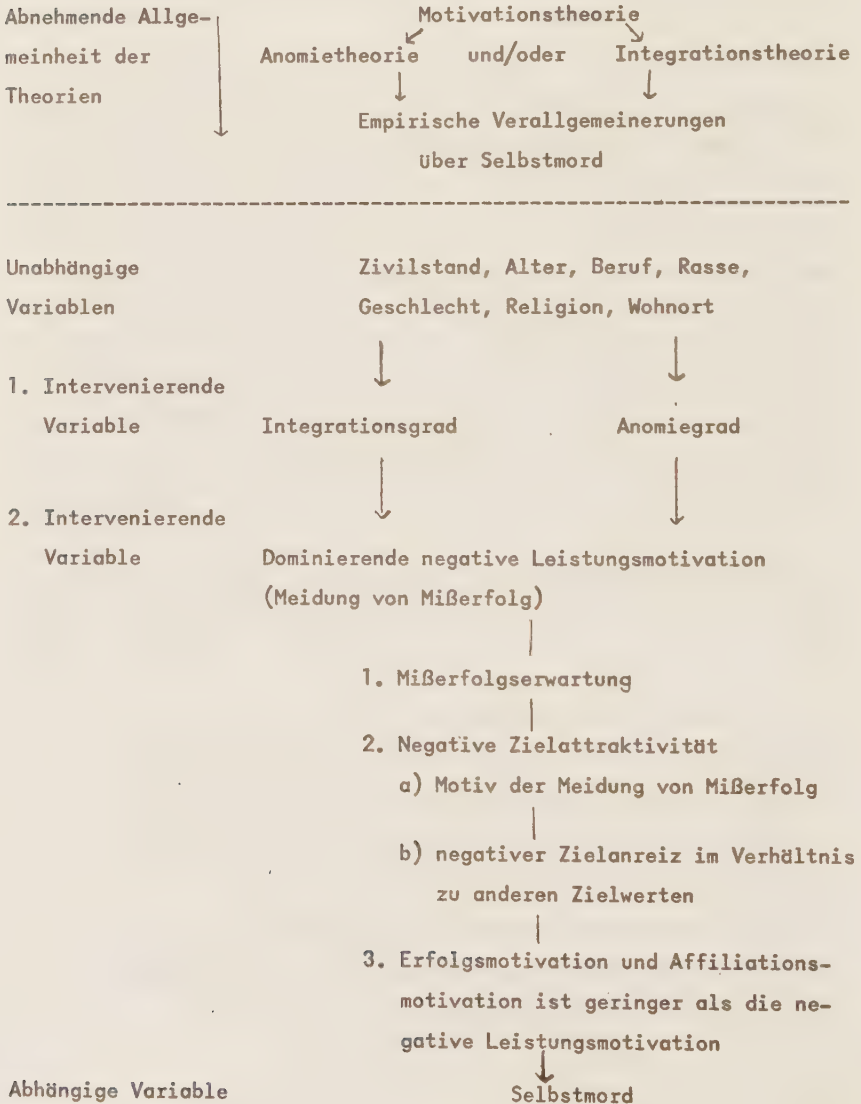
Indem BRAUN die Anomietheorie darauf reduziert, kommt sie zu folgenden Sätzen (S. 147): 1) "Hat eine Person allgemeine Ziele akzeptiert, die sie weder mit legitimen noch mit illegitimen Mitteln erreichen kann, dann ist diese Zielbeziehung mit Überwiegender Mißerfolgserwartung und einer dominierenden negativen Zielattraktivität verbunden.

2) Selbstmord ist eine Verhaltensform, die es erlaubt, Situationen mit bestrafenden Reizen oder Überwiegender negativer Motivation zu meiden."

Eine Zurückführung der Integrations- bzw. Statustheorie auf die Motivationstheorie ergibt noch folgenden Satz: "Bei Mitgliedern schwach integrierter Gruppen findet sich eine Überwiegend negative Leistungsmotivation (zu schließen aus der geringen NormenÜbereinstimmung).

Das impliziert entsprechend der obigen Definition einer Überwiegenden Mißerfolgsmeidungstendenz, daß die Affiliationsmotivation schwächer ausgeprägt ist" (S. 149).

Angesichts der großen Allgemeinheit der Motivationstheorie s.u. ergäbe es einen zweistufigen Reduktionsvorgang, wenn die bereits bekannten Zusatzbedingungen für Suizid wie Anomie- und Integrationsgrad noch erweitert werden s. folgendes Schema:



BRAUN sieht in dieser Theorie besonders die Vorteile, daß Eigenschaften besser operationalisierbar sind.

Man könnte dies aber auch gleichzeitig als Mangel einer Aussage-spezifität sehen, so interessant die Theorie auch ist, wenn als Folge nur die eine Variable der dominierenden negativen Leistungsmotivation zur Persönlichkeitserfassung hinzugezogen wird.

BRAUN stellt fest: "So dürfte eine alte oder geschiedene Person nicht nur Mitglied einer schwach integrierten Gruppe sein oder eine Ziel-Mittel-Diskrepanz aufweisen, sondern sich zusätzlich durch eine Motivation der Mißerfolgsmeidung auszeichnen" (S. 152).

Unerklärt bleibt dabei wieder, ob nicht häufig auch bestimmte Persönlichkeitseigenschaften zu einer Ziel-Mittel-Diskrepanz oder schwachen Integration, z.B. einer Scheidung führen.

Ebenso wird die Frage nicht beantwortet, warum nicht alle geschiedenen oder alten Leute Selbstmord begehen und warum nicht ein anderes Vermeidungsverhalten wie Alkoholismus, psychotische Reaktionen oder entsprechendes gewählt wird.

Die Ausarbeitung von weiteren spezifischen Persönlichkeitsvariablen zur Ergänzung der genannten Theorien scheint damit unabdingbar.

4.3.3 Klinisch-psychologische Beiträge

Die Ursache von Suizidversuchen wird in dieser Arbeit im Zusammenwirken von soziologischen, sozialpsychologischen Bedingungen und der spezifischen Persönlichkeitsentwicklung bzw. -struktur des Suizidanten gesehen.

Der Selbstmordversuch "kommt in der Mehrzahl der Fälle aus kurzschlüssigen, emotionalen Entscheidungen und dem Bewußtsein vorborgenen Motiven" (BRÄUTIGAM 1968, S. 51). Die Möglichkeit eines Bilanzselbstmords, der als normalpsychisches Phänomen auf ruhig sachliche Überlegung zurückgehe (La HOCHÉ in RINGEL 1969), wird heute immer mehr angezweifelt, kommt aber in seltenen Fällen bei unheilbaren Leiden und alten Menschen vor. Die Motivation bei einem Suizidversuch ist meist komplex, insofern als unbewußte und bewußte Motive nebeneinander und auch im Gegensatz zueinander bestehen können.

Mit der suizidalen Handlung wird selten der Tod selbst intendiert als eher Flucht, Appell an die Umwelt u.a. Häufig vorkommende Motive des Suizidversuchs sind bei Frauen Liebesenttäuschungen und Ehekonflikte, bei Männern Mißerfolge im Beruf, finanzielle Verluste, Angst vor Strafe (BAYREUTHER 1959, BRÄUTIGAM 1968), wobei derartige aktuelle Konflikte und Versagungen oft nur den Anlaß zum Suizidversuch darstellen und den eigentlichen persönlichkeitspezifischen und psychodynamischen Ursachen eher "aufgepropft" (ZWINGMANN 1959) erscheinen.

RINGEL (1961) sieht den Suizid als Abschluß einer krankhaften Entwicklung und beschreibt ein präsuizidales Syndrom (S. 52 ff):

- 1) Einengung der persönlichen Möglichkeiten, der Dynamik, der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Wertwelt;
- 2) Gehemmte und gegen die eigene Person gerichtete Aggression;

3) Selbstmordphantasien

Dieses Syndrom ist nach RINGEL (1969) Ausdruck der a) chronischen Fehlentwicklung einer neurotischen Fehlentwicklung, einer Altersdepression oder einer Psychopathie.

Andererseits können b) Psychosen wie endogene Depressionen, Schizophrenien oder Psychosen des exogenen Reaktionstyps zugrundeliegen, oder das präsuizidale Syndrom ist Ausdruck einer c) akuten psychischen Fehlentwicklung wie einer neurotischen Reaktion oder von Schwachsinn.

Bei der zu Suizid führenden neurotischen Fehlentwicklung gelingt dem Kind nach RINGEL keine positive Bewältigung der ersten drei von ERIKSON (1961) beschriebenen Lebensphasen, so daß Urmißtrauen, Scham und Zweifel und Schuldgefühle entstehen.

Frühe und fortgesetzte Traumatisierungen lassen das Kind gehemmt und entmutigt werden und schüchterne, unsichere, ängstliche und kontaktgestörte Verhaltensweisen entwickeln.

RINGEL sieht dabei einen Zusammenhang zwischen Sich-Bejahtfühlen und der späteren Bejahung des Lebens. Im Gegensatz zu den bekannten Neurosen werden aber wenig Abwehrmechanismen entwickelt oder maßgeblich solche, durch die die eigene Person Objekt der Abwehrmaßnahmen wird (Sublimierung, Verdrängung, Konversion, Aggressionsumkehr). Es entsteht schließlich anstelle von Symptomen eine neurotische Lebensgestaltung, die auf drei neurotischen Faktoren beruht: "auf einer grundsätzlich entmutigten neurotischen Lebenseinstellung, auf bestimmten, immer wieder zur Anwendung gebrachten neurotischen Verhaltensmustern und auf neurotischen Gefühlsübertragungen; sie führen zusammenwirkend zur Aneinanderreihung ähnlicher, wenn nicht sogar gleichartiger Erlebnisse und daraus resultierenden Situationen ..." (S. 69).

Diese Menschen lernen nicht, nach Mißerfolgen ihre Möglichkeiten

aktiv neu zu gestalten, sondern geraten durch eine passive regressive Haltung in zunehmend größere Abhängigkeit von der Umwelt, die gleichzeitig auch eine größere Sensibilität und Verwundbarkeit hervorruft. Gefühle des Alleingelassenseins sind leicht die Folge.

Die Verbitterung und Passivität führen zu einer immer stärkeren Ablehnung der allgemein anerkannten Werte und zur mangelnden Wertverwirklichung, was RINGEL (1953 b) bei Suizidanten mittels Tests nachweisen konnte. Daraus folgt nach RINGEL eine weitere Schwächung des Selbstwertgefühls und in einem Kreisprozeß zunehmende Isolierung.

Die aus der Einengung resultierenden Enttäuschungen und Mißerfolge führen zu erheblichen Aggressionen, die bei diesen Neurotikern aber aufgrund ihres strengen Über-Ichs nicht nach außen abreagiert werden können. "Da sich die Aggressionen ursprünglich gegen die Eltern richten, sind sie mit schweren Schuldgefühlen verbunden; daraus resultiert ein intensiver Selbstbestrafungswunsch, welcher die Wendung der Aggression gegen die eigene Person wesentlich mitbestimmt; das extreme Ausmaß der Selbstaggression in diesen Fällen beruht nicht zuletzt auf der Tatsache, daß, wie bereits erwähnt, andere Abwehrmechanismen fehlen und abgeschwächte Formen der Selbstzerstörung schließlich nicht ausreichen, um die Schuldgefühle zu saturieren (wie etwa beim Alkoholismus)"(S. 71).

Im Zusammenhang mit der neurotischen Lebensgestaltung kommt es zunehmend zur Beschäftigung mit Selbstmordgedanken, die sich bei fortschreitender Entwicklung immer häufiger passiv aufdrängen.

In der Altersdepression sieht RINGEL eine weitere chronische, häufig zu Suizid führende Fehlentwicklung. Sie stelle ein Scheitern der Anpassung an die Periode des Alterns und Alters dar, was durch die Reduktion der persönlichen Möglichkeiten in diesem Lebensabschnitt erleichtert werde. RINGEL rechnet dazu beson-

ders die Verringerung der körperlichen Möglichkeiten, die Reduktion des Selbstwertgefühls durch die niedrige Bewertung des alten Menschen in unserer Zeit und die Reduktion der zwischenmenschlichen Beziehungen.

Neben diesen allgemeingültigen Bedingungen hinge jedoch die Bewältigung des Alterns entscheidend von der individuellen Persönlichkeit ab, d.h. von dem bisherigen Ausmaß der "Selbstentfaltung, Selbstverwirklichung oder Selbstverfehlung" (S. 80). Im Alter komme der Einengung beim präsuizidalen Syndrom dann der entscheidende Stellenwert zu.

Die Psychopathie ist nach RINGEL eine dritte Form solcher chronischer Fehlentwicklungen.

An HOFF (in RINGEL 1969) anlehnd sieht er die Struktur des Psychopathen gekennzeichnet durch unreife Primitivität; Unfähigkeit, echte libidinöse Beziehungen einzugehen, mangelhafte Entwicklung des Über-Ich mit daraus resultierender Ausrichtung nach dem Lustprinzip; Unfähigkeit, intrapsychische Spannungen zu ertragen. RINGEL fand als zwei Symptome des präsuizidalen Syndroms bei Psychopathen die Tendenz zur Einengung und Selbstmordphantasien.

Die instabile Persönlichkeitsstruktur führt zu einer Einschränkung der Persönlichkeitsentfaltung und zu einer negativen affektiven Haltung der Umwelt gegenüber dem Betroffenen, zu stärkerer Verwundbarkeit und zu einer Reduktion der zwischenmenschlichen Beziehungen. Die Wertwelt erfährt ebenfalls eine starke Einengung, da "der Psychopath fast immer sich in seiner ganzen Vorstellungswelt von der Allgemeinheit absondert - oft absichtlich, oft wider den eigenen Willen - und (daß) er im Rahmen dieser selbstbewußten oder verbitterten Isolierung eben immer auch eigene, eigenartige Wertbegriffe entwickelt" (S. 81).

Während die Einengung bei Psychopathen als chronisch nachzuweisen sei, gelte dies im allgemeinen nicht für die Aggressionsumkehr. Normalerweise richte der Psychopath seine Aggressionen gegen die Umwelt, zu einer Umkehrung gegen sich selbst komme es nur unter solchen Umständen, wo die Übermacht der Umwelt und eigene Ohnmacht erlebt werden. In diesen Situationen verhindere die Umwelt gewaltsam ein aggressives Abreagieren nach außen, so daß es zu einer plötzlichen ungewohnten und unerträglichen Aggressionsstauung komme, die notfalls gegen die eigene Person abreagiert werden müsse.

Bei dieser Vervollständigung des präsuizidalen Syndroms bestehe akute Selbstmordgefahr, wobei es sich um ein rasch ablaufendes Geschehen handle. Der Psychopath beschäftigt sich nach Ringel in besonderem Ausmaß mit Selbstmordphantasien und spricht auch immer wieder davon, "weil er den Selbstmord als Flucht aus der Realität eigentlich mit allen nur vorstellbaren unlustbetonten Situationen als Reaktionsmöglichkeit in Zusammenhang bringt" (S. 83).

Ähnlich wie bei der Psychopathie können akute psychische Fehlreaktionen wie neurotische Reaktionen und solche bei Schwachsinn zu einer plötzlichen suizidalen Entwicklung führen. Akute Belastungen führen hier häufig zu kurzschlußartigen Handlungen in Richtung Selbstvernichtung.

RINGEL (1969) sieht bei neurotischen Reaktionen besonders dann eine Suizidgefahr gegeben, wenn folgende Bedingungen erfüllt sind:

- 1) ein plötzlicher Schicksalsschlag oder eine Enttäuschung werden zum Suizidanlaß, 2) die psychische Traumatisierung trifft einen wunden Punkt der Persönlichkeit, 3) die daraus resultierende "psychische Allergie" (S. 93) führt zu einem Gefühl der Ausweglosigkeit, 4) hinzu kommt eine unzureichend ausgebildete

Fähigkeit, Rückschläge auszuhalten, 5) es entsteht eine depressive Stimmung, die Ausdruck von nicht abreagierter Verbitterung ist, und 6) die Zahl vorhandener Abwehrmechanismen bestimmt die Intensität der Selbstmordhandlung reziprok.

Die Kurzschlußhandlungen von Schwachsinnigen kommen dagegen dadurch zustande, daß solchen Menschen die Fähigkeit fehlt, "von einem überhöhten und damit die Situation verständnisvoll überblickenden Standort die Erfahrungen der Vergangenheit nutzvoll zu verarbeiten und andererseits durch vorausschauendes Denken und Berücksichtigen der zukünftigen Möglichkeiten die Bedeutung des Augenblicks auf die ihm zukommende Dimension zu reduzieren" (RINGEL 1969, S. 94).

RINGEL (1959) ergänzt diese Ansichten um Aspekte zum Suizid bei weiblichen Jugendlichen. Er nennt vier Gruppen, nämlich Schwachsinnige, Psychopathen, solche Suizidanten, bei denen der Suizidversuch den Charakter eines Hilfeschreies hat (s. auch STENGEL 1969) und eine weitere Gruppe, die sich durch folgende Merkmale auszeichnet: Zu einer guten äußeren Situation steht die innere in krassem Gegensatz. Hier herrscht Beziehungslosigkeit vor, d.h. die Beziehung zu Menschen oder Dingen hat für die Mädchen keine besondere Bedeutung, hinzu kommt eine innere Leere, also auch ein gestörtes Selbstwerterleben.

RINGEL sieht eine Erklärung für diese Persönlichkeitsentwicklung darin, daß es solchen Mädchen nicht gelang, die eigene Rolle zu bejahen (Urmißtrauen) und daß keine Beziehung zum eigenen Ich gefunden wurde.

Die Identitätsfindung mißlang durch zu raschen Wechsel der Identifizierungsobjekte bei instabiler Familienstruktur. Die Beziehungslosigkeit, innere Leere und mangelnde Beziehung zur eigenen Person bleiben meist für lange Zeit unbewußt, so daß ein Bewußtwer-

den zum plötzlichen Suizidentschluß führen kann.

RINGEL schätzt diese Selbstmordhandlungen sehr ernst ein, da sie aufgrund der Beziehungslosigkeit wenig Appellcharakter hätten und der Körper, zu dem man keine Beziehung habe, leicht aufgegeben werde.

Auch LEONHARD (1959) versteht die suizidale Handlung nicht als Reaktion auf einmalige Schicksalsschläge, sondern als die Folge einer bestimmten psychologischen Entwicklung. Nur Kinder, Pubertierende und Psychopathen könnten kurzschlüssig auf ein einmaliges Erlebnis reagieren.

LEONHARD erweitert RINGELs Auffassungen über den Suizid insofern, als er besonders die abnorme Entwicklung von Gefühlen der erotischen Sphäre betrachtet und damit die Tatsache ergründen will, warum Liebes- und Ehekongflikte so häufig zum Suizidanlaß werden.

"Wenn eine Liebesenttäuschung zum Selbstmordversuch führt, dann war der andere Teil der Liebe von Anfang an nicht wert, d.h. insofern nicht wert, als er wirklich nie wiedergeliebt hat ...

Wer dagegen einem dauernden Wechselspiel des Gefühls unterworfen ist, weil der andere Teil in der Liebe nicht mitgeht, der kann dadurch in höchste Leidenschaft und höchste Verzweiflung geraten" (S. 139).

In solchen disharmonischen Verbindungen stiegen beide Anteile der Gefühle, also die Lust und der Schmerz, und zwar in weitaus stärkerem Maß als bei harmonischen Beziehungen. Dadurch werde die Selbstmordgefahr wesentlich erhöht.

RICHTER (1963) geht ähnlich wie LEONHARD von wechselnden Gefühlen des Bezugspartners, in diesem Fall der Eltern, aus: "Die Grunderfahrung der elterlichen Unzuverlässigkeit macht es dem Kind unmöglich, seine natürlichen Aggressionstriebse angemessen zu integrieren und zu neutralisieren" (S. 251, Vergl. FREUD und

HARTMANN 1972).

Das Kind als "umstrittener Bundesgenosse" der Eltern werde in seinen narzißtischen Bedürfnissen immer wieder schwer gekränkt und könne durch Identifizierung keine echte Wertschätzung für sich erlangen.

Vielmehr bekomme es immer wieder den aus der elterlichen Auseinandersetzung entstehenden Haß zu spüren. Das Kind beginne dann sich selbst zu hassen aufgrund dieser narzißtischen Kränkungen und hasse ebenfalls die Eltern, wenn es dem Selbsthaß durch Projektion nach außen zu entkommen versuche. "Das Kind lernt nicht, seine Aggressionstriebe zu bewältigen, es bleibt vielmehr in einer sado-masochistischen Verfassung stecken, die wegen der gleichzeitigen Schädigung der organisierenden und kontrollierenden Ich-Funktionen immer wieder aggressive Triebdurchbrüche gegen die Außenwelt wie gegen die eigene Person begünstigt" (S. 251).

Die klinisch-psychologisch orientierte Forschung RINGELs und anderer im Bereich der Suizidalität bringt wesentliche Erkenntnisse und Anhaltspunkte besonders für die Praxis des Nichtpsychoanalytikers.

Psychoanalytische Theorien befassen sich dagegen in stärkerem Ausmaß mit psychodynamischen Aspekten des Suizids und seinen unbewußten Determinanten, wie im folgenden dargestellt wird.

4.3.3.1 Psychoanalytische und verwandte Theorien

FREUD entwickelte zur Suizidalität kein einheitliches Konzept, sondern sah suizidale Verhaltensweisen mehrfach determiniert und unter unterschiedlichen Aspekten z.B. historischer, sozialer oder philosophischer Art.

Schon vor 1911 gewann er Klarheit über einige klinische Gesichtspunkte des Suizids (vergl. LITMAN u. TABACHNIK 1968) wie: Schuldgefühle aufgrund von Todeswünschen gegen andere - besonders gegen die Eltern; Identifizierung mit einem suizidalen Elternteil; Widerstand, libidinöse Versagungen zu ertragen; Suizid als Rache, als Flucht vor Demütigung und als Hilfeschrei.

Die von ihm festgestellte enge Beziehung zwischen Sadismus und Masochismus konnte FREUD erst nach 1920 anhand der Todestriebtheorie einleuchtender erklären, wenn diese Theorie auch Kernpunkt vielfacher Kritik ist. In den Jahren zuvor bezog sich FREUD zur Erklärung des Suizids auf einen bestimmten Patiententyp, nämlich den Melancholiker (FREUD 1916).

Die Melancholie stellt nach FREUD eine tiefe Störung des Selbstgefühls dar, weil Vorwürfe gegen ein Liebesobjekt von diesem weg als Selbstvorwürfe gegen das eigene Selbst gewendet werden. Dieser Vorgang könne entstehen, wenn eine Regression der Objektwahl auf den Narzißmus, d.h. auf die Stufe der Identifizierung stattfindet: "Wir haben an anderer Stelle ausgeführt, daß die Identifizierung die Vorstufe der Objektwahl ist und die erste in ihrem Ausdruck ambivalente Art, wie das Ich ein Objekt auszeichnet. Es möchte sich dieses Objekt einverleiben und zwar der oralen oder kannibalistischen Phase der Libidoentwicklung entsprechend auf dem Wege des Fressens" (FREUD 1916).

Aufgrund dieser narzißistischen Objektwahl wird bei starker

Fixierung an ein Liebesobjekt die wenig resistente Objektbesetzung aufgegeben, wenn diese Beziehung durch Kränkungen oder Enttäuschungen seitens dieser geliebten Person erschüttert wird.

Die narzißtische Identifizierung wird dann zum Ersatz der Liebesbeziehung, so daß diese trotz des Konflikts mit dem geliebten Menschen nicht aufgegeben wird. In diesem Fall wird also die Beziehung zu einer bestimmten Person leicht aufgegeben, während die Besetzungsenergie auf das eigene Ich verschoben wird, das sich mit dem aufgegebenen Liebesobjekt identisch setzt.

FREUD sieht darin eine Voraussetzung für den Selbstmord, da sich das Ich nur dann töten kann, "wenn es durch eine Rückkehr der Objektbesetzung sich selbst als ein Objekt behandeln kann, wenn es die Feindseligkeit gegen sich selbst richten darf, die einem Objekt gilt und die ursprüngliche Reaktion des Ich gegen Objekte der Außenwelt vertritt" (1916). Damit hat eine Ich-Spaltung stattgefunden.

Diese Version FREUDs zum Suizid ist die bekannteste und wurde vielfach verkürzt und simplifiziert, indem Selbstmord als Aggression gegen sich selbst gesehen wurde, wenn sich die aggressiven Tendenzen nicht nach außen durchsetzen konnten, wobei die Voraussetzung der narzißtischen Identifizierung einfach außer acht gelassen wurde.

FREUD revidierte die oben genannte Theorie nach Entwicklung seines strukturellen Modells von Es, Ich und Über-Ich. In dieser Form wurde seine Suizidtheorie vielfach von heutigen Psychoanalytikern übernommen.

FREUD (1923) konstatierte, daß die frühesten Identifizierungen vom Ich abgespalten wurden und daraus das Über-Ich entstehe, das das Ich lieben, unterstützen, beurteilen und bestrafen solle.

Nach BROCHER (1968) entwickelt das Kind aufgrund der Diskrepanz zwischen frühem Allmachtsgefühl und späterer Einschätzung der Realität eine narzißtische Bedürftigkeit, deren Index das Selbstgefühl ist. Da das Gefühl des Geliebtwerdens am ehesten als Befriedigung dieses Bedürfnisses erlebt wird, erweitert das Kind seine Liebesbeziehungen. Für den narzißtischen Anteil besteht diese Erweiterung bei der Differenzierung des Ich und Über-Ich darin, daß das Ich von den internalisierten Objekten geliebt werden möchte und ein Zurückbleiben hinter den Forderungen des Über-Ich Schuldgefühle erzeugt, wodurch das Selbstgefühl geschwächt wird.

FREUD (1923) u.a. nehmen nun an, daß ein beträchtlicher Anteil von aggressiven Energien ins Über-Ich introjiziert wird, wenn der Todestrieb Hemmungen nach außen unterliegt, wodurch Schuldgefühle möglich werden. In der Melancholie gibt das Ich sich selbst auf, weil es sich vom Über-Ich gehaßt und verfolgt statt geliebt fühlt. Leben bedeutet für das Ich dasselbe, wie vom Über-Ich geliebt zu werden, so daß Suizid eine Art Verlassenwerden des Ich vom Über-Ich bedeutet. Diese Situation gleicht der Trennung von der Mutter.

Nach LITMAN u. TABACHNIK (1968) wird zu wenig beachtet, daß FREUD zur Erklärung des Suizids eben diese Themen der Verlassenheit und Hilflosigkeit heranzog neben den Aspekten der Aggression und von Schuldgefühlen wegen Todeswünschen gegen einen Elternteil.

Innerhalb der westlichen Kultur sieht FREUD (1926) einige allgemein zu Suizid disponierende Züge in der Existenz des Todestriebes, der möglichen Ichspaltung und der kulturell bedingten Aggressionseinschränkung. Das Kind müsse aufgrund seiner Hilflosigkeit zur Bedürfnisbefriedigung kontrollierende und bestrafende Komponenten ins Über-Ich aufnehmen.

Wenn die Todestriebhypothese von FREUD auch innerhalb der Psychoanalyse vielfach auf Widerstand stieß, so fanden seine Theorien immer wieder Eingang in die Suizidforschung.

LITMAN u. TABACHNIK (1968) betonen die Bedeutung von Verlassenheitsgefühlen für die Entstehung des Suizids. Jedes Kind gehe durch Phasen von Hilflosigkeit und Versagungen. Besonders in der frühen Zeit, die er mit MAHLER (in LITMAN u.T.) die "separation-individuation phase" nennt, müsse es lernen, Verlassenheitsgefühle zu ertragen. Die mißlungene Ausbildung wichtiger Ich-Funktionen während dieser Entwicklung stehe in enger Beziehung zu Suizid.

Für LITMAN besteht das Ich eines Erwachsenen aus einem "basic action self" und "sub-selves" (S. 76), die durch Introjektion, Imitation, Identifikation und aus der Lösung von Konflikten entstanden.

Während emotionaler Krisen oder bei Erschöpfung tendiere das Ich zur Spaltung, so daß suizidale "Subselves" zeitweilig die Kontrolle über den psychischen Apparat gewinnen könnten. Dazu beschreiben die Autoren folgende zu Suizid disponierende Bedingungen:

- 1) eine unharmonische oder fehlorganisierte Ichstruktur, die bei geringen Stressbedingungen zur Abspaltung neigt,
- 2) eine Neigung der unbewußten Sexualtriebe zur Fixierung an infantile Einstellungen, besonders sadistische und masochistische Tendenzen,
- 3) Verformungen des Über-Ich aufgrund grausamer Eltern, verstorbener Eltern, von Eltern, die das Kind haßten oder aufgrund von konstitutionell ererbter außerordentlicher Destruktivität des Über-Ich,

- 4) starke Fixierungen an tote geliebte Personen, Todesgedanken oder Phantasien, tot zu sein,
- 5) chronisch destruktive Lebensmuster, die sich z.B. in Homosexualität, Drogenmißbrauch oder zwanghaftem Glücksspiel ausdrücken,
- 6) extrem abhängige oder symbiotische Liebesbeziehungen, die charakterisiert sind durch präverbale Kommunikationsmuster, eine Unfähigkeit, das Selbst von anderen zu unterscheiden, und die Unfähigkeit, Trennungen zu überstehen.

Für ein Ausagieren suizidaler Phantasien bedarf es nach LITMAN u. TABACHNIK spezifischer suizidaler Mechanismen, die den Zusammenbruch der Ich-Abwehr und das Freilassen bisher gehemmter destruktiver Triebenergie einschließen. Dazu gehörten z.B. 1) der Verlust geliebter Personen besonders bei vorher symbiotischen Beziehungen, 2) eine narzißtische Beeinträchtigung des Ich, 3) eine direkte Verletzung der Abwehr- und Integrationsfunktionen des Ich durch Drogen und Alkohol, 4) ein Überwältigender Affekt aus Wut, Schuldgefühlen, Angst oder Kombinationen, besonders wenn eine Erschöpfung des Ich vorliegt, 5) extreme Ich-Spaltung, indem sich ein "sub-self" dem Rest gegenüberstellt und 6) eine spezielle suizidale Einstellung und ein suizidaler Plan, der oft auf der Identifizierung mit einer ehemals suizidalen Person basiert.

Auch ohne die letztlich nie nachprüfbare Annahme eines Todestriebs (FREUD) oder ererbter Destruktivität des Über-Ich (LITMAN u. TABACHNIK) gelingt AMMON (1974) eine einleuchtende Suizidtheorie, worin er gleichermaßen symbiotische Beziehungen, eine mangelnde Entwicklung und Abgrenzung des Ich wie Aspekte der umgebenden Gruppe berücksichtigt.

Grundlegend für die Suizidalität ist nach seiner Meinung eine

Störung der frühen Ich-Entwicklung, wenn das Kind durch die Mutter und die umgebende Gruppe an der Entfaltung seiner primär gegebenen Ich-Funktionen der konstruktiven Aggression und der Kreativität gehindert wird. Ebenso verhindern eine solche erfahrungsunfähige Mutter und Gruppe zumeist den Aufbau der Ich-Grenzen des Kindes und damit die Entwicklung und Abgrenzung seiner Ich-Identität. Wenn wichtige Bedürfnisse des Kindes nicht akzeptiert und unterstützt wurden, entsteht ein "narzißtisches Defizit", ein "Erfahrungsbereich, in dem weder eine Abgrenzung von den frühen Objekten, noch eine Kommunikation mit ihnen stattfinden konnte" (S. 3). "Dieses Loch im Ich, wie ich es genannt habe (vergl. AMMON 1972 b), wird dann durch die Abspaltung der betroffenen Erfahrungsbereiche dem Bewußtsein entzogen und durch die Ausbildung fassadenhafter Ich-Grenzen im Sinne eines "Falschen Selbstes" (WINNICOTT 1960) verdeckt und kompensiert" (S. 3).

Die Folgen sind dann symbiotische Bindungen in diesen Erfahrungsbereichen an die Mutter oder Ersatzmütter, archaische Ängste bei der Forderung nach Abgrenzung und Identität und destruktive Aggression, die wegen der mangelnden Abgrenzung zwischen Selbst und Nicht-Selbst gefährlich ist.

Diese Entwicklung resultiert also aus einem Identitätsverbot seitens der Primärgruppe, die damit ihr eigenes pathologisches Gleichgewicht erhalten will.

Die symbiotische Verklammerung der einzelnen Gruppenmitglieder macht eine Identität der Einzelnen unmöglich. Im späteren Leben kann es dazu führen, daß so jemand wie früher in der Primärgruppe verschiedene Ich-Funktionen an seine umgebende Gruppe delegiert. Wenn sich die Gruppe aufgrund zu großer narzißtischer Ansprüche zurückzieht, kann es zu psychotischen Reaktionen oder zu Suizidversuchen kommen, womit der Suizidant die Gruppe zu Hilfe und Wiederübernahme der übertragenen Ich-Funk-

tionen zwingen will.

SHNEIDMAN (1967) ergänzt die diversen suizidalen Aspekte um das Merkmal der Ambivalenz, was schon bei FREUD angesprochen wurde. Bei suizidalen Personen könne das Gefühl vorherrschen, leben und sterben zu wollen, ein und denselben Menschen zu lieben und zu hassen; Ambivalenz drücke sich auch im Bedauern darüber aus, daß man seinem Leben ein Ende machen müsse, ohne sich hindern zu können.

Betrachtet man den Suizid unter dem Aspekt der Anpassung, so läßt sich eine Art psychoanalytischer Anomietheorie entwickeln:

LITMAN u. TABACHNIK (1968) sehen in Anlehnung an HARTMANN (1972) im Suizid eine Fehlanpassung. Sie verstehen unter Anpassung die Versuche des Menschen, seine Anlagen und erlernten Fähigkeiten so einzusetzen, daß er seine allgemeinen Interessen befriedigt und solche, die für ihn einen besonderen Wert haben.

Um dieses Ziel zu erreichen, verwendet das Individuum unterschiedliche Methoden in Aktion und Reaktion mit anderen Menschen und Objekten. Fehlanpassung bedeutet dann, daß die dem Individuum zur Verfügung stehenden möglichen psychischen Mechanismen nicht geeignet sind, sich mit seiner Umgebung derart auseinanderzusetzen, daß seine Ziele erreicht werden. Dies kann dann der Fall sein, wenn die Mechanismen für eine bestimmte Umwelt ungeeignet sind, eine neue unbekannte Situation eine plötzliche Umstellung verlangt; oder Fehlanpassung kommt zustande, wenn jemand an starren, in der Vergangenheit bewährten Methoden festhält, auch wenn sie der gegenwärtigen Situation nicht angemessen sind.

Die Gefahr besteht besonders stark, wenn es sich bei den automatisch ablaufenden Mechanismen um masochistische oder solche der Selbstverleugnung handelt. Nach LITMAN u. TABACHNIK wird

sich ein solcher Mensch bei Frustrationen noch mehr selbst verleugnen, obwohl er damit objektiv nichts gewinnt als das Leiden, das aus seinen eigenen Handlungen hervorgeht.

Wenn es einem Individuum wiederholt ziemlich vollständig mißlingt, angepaßt zu handeln, so kann dies für ihn zu einer tiefen Unsicherheit und Zweifeln an der Gültigkeit seiner Ziele führen. Damit werde seine Identität stark bedroht, was zu verzweifelten Versuchen führen könne, sich durch Suizid auf einen Zustand des Nichts-Seins zu reduzieren.

Andererseits könne Suizid auch als Versuch einer neuen und besseren Anpassung verstanden werden. LITMAN u. TABACHNIK meinen damit besonders für westliche Gesellschaftssysteme die Suizidanten, die sich in die Rolle Hilflosen und eher selbst- als fremdaggressiven Menschen begeben. Für andere Individuen, die sich mit der Rolle des Helfers identifizieren, ergäbe sich daraus der Appell, sich ihrer anzunehmen und ihnen zu helfen.

FUTTERMAN (1965) gehört zu den Anhängern FREUDs, die die Todestriebshypothese akzeptieren. Der Todestrieb strebe nach ewiger Ruhe, was sich im Suizid ausdrücken könne und zwar in verschiedenen Formen, wofür FUTTERMAN einige Autoren zitiert.

MENNINGER (1938) z.B. hält im Suizid drei Komponenten für gegeben, die in variierendem Ausmaß in jedem Fall vertreten sind. Er zählt dazu den Wunsch zu töten, getötet zu werden und zu sterben. Suizidales Verhalten entsteht, wenn eine Diffusion des Todestriebs und des Eros vorliegt, so daß unlibidinisierte aggressive Energie frei wird.

In Anlehnung an FREUDs Ausführungen zur Melancholie erklärt FUTTERMAN die Entstehung des Suizids aus den fehlenden Grenzen zwischen Objekt und Subjekt bei Depressiven. Die gegen das Selbst gerichtete Aggression gilt im Prozeß der Regression dem

introjizierten Objekt: "Perhaps for this reason, the melancholic express very little aggression outside himself and has little relationship with the outside world" (S. 171).

Dennoch könne sich die Aggression auf dem Höhepunkt der Depression gelegentlich gegen die Umwelt richten, ohne daß dem Depressiven die eigentlich zugrundeliegende Ursache der mangelnden Subjekt-Objekttrennung bewußt werde.

FUTTERMAN erwähnt u.a. Theorien von LEWIN (1950 in FUTTERMAN), der eine phänomenologische Ähnlichkeit von Tod und Schlaf oder Drogenabhängigkeit und Vergiftungen sieht. "There is some connection between the artificial excitement of the drug addict, the natural excitement of manic and related states, and sleep". Suizid stelle bei beiden Fällen, den Drogenabhängigen und den manisch Kranken in der Fusion von Ich und Über-Ich eine konsequente Rückkehr zur Mutter dar, was in seiner extremen Form eine Wiederholung der Phantasie des Schlafs an der "guten Brust" wäre. Von hierher könne Schlaf mit der Idee der Unsterblichkeit, des Glücks usw. erfahren worden sein.

GLOVER (in FUTTERMAN) bezieht sich auf einen anderen Aspekt beim Suizid, nämlich die Überlastung des psychischen Apparates mit Energien und Empfindungen, was zu unerträglicher Spannung führe. Aktivitäten wie impulsives suizidales Handeln wirkten in dieser Situation erleichternd, wobei die Lösung durch Suizid einerseits durch anale und urethrale Fixierungen begünstigt werde. Andererseits komme es dazu, wenn ein starkes Schwanken von Gefühlen zur Disorganisation der Persönlichkeit führe.

Wenn man von daher eine Homöostase der gesamten Energiequantität postuliert, so erklärt diese Tatsache nach FUTTERMAN die klinischen Beobachtungen, daß ein plötzlicher Abbruch von Liebesbeziehungen zu suizidalen Tendenzen führe und nach dem Suizidversuch

ein häufiges Schwanken zu einer Wiederannäherung an die geliebte Person zu bemerken sei.

Als Antwort auf die Frage, warum gerade der Suizid zur Lösung der zugrundeliegenden Konflikte gewählt wird und nicht andere aggressive oder neurotische Verhaltensweisen oder Symptome, nennt FUTTERMAN einige suizidale Charakteristiken: Suizid ist drastisch; er spielt mit dem Erfolg, hat tragikomödische Aspekte bei Fehlschlag; er mobilisiert Schuld-, Todeswünsche u.a. in anderen; er hat wegen des primär motorischen Verhaltens einen primitiven Charakter, d.h. die Realitätseinschätzung mißlingt aufgrund eines unreifen, wenig rationalen und narzißtischen Ich, das die Erfahrung weiterer traumatischer Zustände fürchtet.

Im Gegensatz zu FUTTERMAN versucht HENDIN (1965) wie AMMON (1974) den Suizid ohne Annahme eines Todestriebes psychoanalytisch zu diskutieren. Er betont von den Aspekten der Depression die in ihr enthaltene Anpassung und Abhängigkeit:

"The patient's rage and its retroflexion are seen to be part of a desire for plea for and frustration in the attempt to achieve this dependency" (S. 183). Für die Entstehung des Suizids sei nicht nur der tatsächliche oder unbewußte Verlust eines geliebten Objekts entscheidend, sondern Träume und Phantasien bewiesen häufig die Sehnsucht eines Patienten nach einer bestimmten Person, die für ihn unerreichbar sei, was Frustration, Ärger, Rückwendung des Ärgers auf sich selbst und Depression nach sich ziehen. Wichtig ist an HENDINs Ansichten, daß die Depression nicht das sine qua non des Suizids darstelle und ihre Psychodynamik nicht mit der des Suizids gleichzusetzen ist. Vielmehr sei die ganze Konstellation der Abhängigkeit auch abgesehen vom Vorliegen einer Depression zu beachten, also die Einstellung gegen Zurückweisung und Verlust wie die Art der Aggressionshandhabung.

Auch Einstellungen und Phantasien gegenüber Tod und Sterben sind nach HENDIN signifikante suizidale Determinanten (vergl. RINGEL). Danach bestehe erhebliche Suizidgefahr, wenn der Patient in Träumen oder Phantasien den Tod bewußt als Quelle der Belohnung sehe oder wenn er apathisch sei und sich bereits als tot betrachte.

Im folgenden sollen nur kurz Vertreter anderer Schulen in ihrer Auffassung zum Suizidproblem genannt werden.

Theorien von JUNG und Anhängern zum Suizidproblem

KLOPFER (1965) führt Gesichtspunkte von JUNG zur Entstehung und Phänomenologie des Suizids an.

Aus dieser Sicht wird nicht dem Ich sondern dem Selbst die dominierende Stellung für das Individuum zugeschrieben, indem es den Kontakt mit der Umwelt aufrechterhält, und das Leben bleibt so lange bedeutungsvoll, wie eine Beziehung zwischen dem Ich und Selbst besteht: "Only if and when the ego can free itself from its pseudomonopolistic egocentric position and seeks contact with the other center, the self, can life become meaningful" (S. 195).

Da das Selbst für JUNG eine helle und dunkle Seite hat, droht Suizidgefahr, wenn das Vorherrschen der dunklen, also verdrängten, abgelehnten Seite den Tod wünschenswerter als das Leben erscheinen läßt. Nach KLOPFER strebt das suizidale Individuum nach einer geistigen Wiedergeburt, wenn Tod als der Tod des Ich gesehen wird, das den Kontakt zum Selbst verloren hat und zu dessen Wiederherstellung und zur Wiedergeburt in den Schoß der Großen Mutter zurückkehren muß.

Die Gefahr liegt dann in der archetypischen Kraft der Großen Mutter, daß aufgrund ihrer lebensspendenden und lebenszerstörenden Möglichkeiten eher Selbstzerstörung als Wiedergeburt aus diesem Versuch resultiert.

Es komme zu suizidalem Verhalten, wenn a) eine Situation entsteht, die das Leben bedeutungslos und Tod (unbewußt: Wiedergeburt) erstrebenswerter erscheinen läßt, b) das Ich zu sehr in den Konflikt einbezogen ist, c) der Groll ein derart mörderisches Ausmaß erreicht, verbunden mit Wut gegen die vermeintlich verantwortliche Person, so daß Suizid in diesem Fall ein Versuch sein kann, solche mörderischen Handlungen zu verhindern, wobei eventuell bewußte oder unbewußte Schuldgefühle beteiligt sind, und wenn d) ein Mangel an Vitalität es unmöglich macht, Ersatzaktivitäten zur Spannungsverminderung zu finden.

Theorien von ADLER und Anhängern zum Suizidproblem

ANSBACHER (1965) versteht mit ADLER (1935) das Individuum als einzigartiges Wesen, das nach subjektiv bestimmten Erfolg strebt.

Das Streben gesunder Menschen stellt eine Bereicherung der sozialen Gruppe dar: "In the former, the goal of success is in accordance with common sense, makes sense to others as well as to the individual himself, and is acceptable to others" (S. 205).

Gemeinschaftsgefühl wird in der Form von Dispositionen oder Einstellungen als angeboren betrachtet und hat Einfluß auf die Entwicklung des Geltungsstrebens.

Nach ANSBACHER stellt das Gemeinschaftsgefühl die Fähigkeit dar, den sozialen Bezug im individuell menschlichen Leben zu verstehen und anzuerkennen. Äußere situative Bedingungen verlangen aber von Menschen mit neurotischen Dispositionen gelegentlich mehr Gemeinschaftsgefühl, als sie haben, was zu einer Bedrohung des Selbstwertgefühls und zu Schutzsymptomen führen kann.

Folgende Charakteristiken gelten für suizidales Verhalten, in variierender Zusammensetzung aber auch für andere symptomatische Störungen:

1) ein verzärtelter Lebensstil, der zur Entwicklung von suizidalen Tendenzen bei Personen führt, die immer abhängig von den Leistungen und der Unterstützung durch andere waren, 2) Minderwertigkeitsgefühle und selbstbezogene Ziele, wobei der Suizid angesichts einer geringen Selbstwerteinschätzung das Gefühl vermitteln kann, Leben und Tod zu meistern, 3) ein hoher Aktivitätsgrad, 4) verhüllte Aggressionen, wenn der Suizidant andere dadurch verletzen will, daß er sich selbst verletzt, oder durch eigenes Leiden, Sympathie zu erlangen versucht.

Gutangepaßte Menschen begehen nach ANSBACHER selten Suizid, es sei denn aus Situationen heraus, die in endlosem Leiden bestehen, in grausamen Angriffen oder unheilbaren und äußerst schmerzhaften Krankheiten. Auch kulturelle Einstellungen gegenüber Suizid könnten determinierend sein.

Theorien von HORNEY und Anhängern zum Suizidproblem

DE ROSIS (1965) versteht aus HORNEYS Sicht die Neurose sowohl als soziale wie individuelle Fehlentwicklung und den Suizid in diesem Zusammenhang als einen Typ mißlungener Ich-Entwicklung. Zu einer neurotischen Entwicklung kommt es nicht aufgrund angeborener destruktiver Tendenzen, sondern durch das Entstehen einer Urangst, woran kulturelle, religiöse, politische u.a. Kräfte gemeinsam mit den Eltern beteiligt sind.

Solch ein Kind lernt es, sich nach außen zu orientieren, um Gesetzmäßigkeiten in seiner Welt zu entdecken, und es entwickelt in seiner Außenzentriertheit Allmachts- und Überlegenheitsgefühle, wenn es seine Urangst in gewissem Maß überwinden kann.

Widersprechende Forderungen an das Kind wecken neue Angst, die weiterhin erfolgreich oder auch entmutigt bewältigt wird.

Schließlich wird ein idealisiertes Selbst entwickelt, das die

eigene und die von anderen erwartete Selbsteinschätzung beinhalten. In dieser Theorie HOERNEYS findet sich vereinfacht die Ich-Psychologie wieder.

Nach HORNEY kommt es zu einer Selbstentfremdung, wenn eine Ungleichheit zwischen der Entwicklung des Idealen Selbst und dem Selbst besteht. Bei solchen Menschen kann suizidales Verhalten durch plötzliche Selbsthaßimpulse ausgelöst werden, die das Ideale Selbst gegen das Ich richtet aus Wut über die Erniedrigung und Einschränkung durch das unvollkommene Selbst.

Vier Hauptfaktoren liegen dabei dem Suizid zugrunde: Hoffnungslosigkeit, Leiden, Entfremdung und Streben nach Ruhm.

Die Entfremdung kann sich weiterhin darin äußern, daß der Betreffende ständig gegen seine eigene moralische Orientierung verstößt.

Wagemutige und heroische Akte wie auch Unglücksfälle im Streben nach Ruhm lassen sich als unbewußte, destruktive Akte interpretieren, die die Unfähigkeit des Idealen Selbst widerspiegeln, seine Sterblichkeit anzuerkennen.

Die Primärtheorie von JANOV zum Suizidproblem

Aus der Sicht der Primärtheorie (vergl. Kap. 2.3) versteht JANOV den Suizid als letzten Ausweg, "wenn alle Möglichkeiten, den Urschmerz zu stillen, erschöpft sind und zu nichts geführt haben" (1973, S. 352). Mit dem Suizid soll dann das Gefühl der Hoffnungslosigkeit unterdrückt werden, daß man von niemandem geliebt oder beachtet wird.

"Es ist ein Versuch, das Selbst zu erhalten durch Vernichtung des Urschmerzes, den die Neurose nicht länger zu verhüllen vermag" (S. 353).

Eine Neurose entsteht, wenn sich das Kind in seinem realen Selbst von den Eltern nicht geliebt fühlt und sich deshalb unreal verhält, d.h. sich nach den Wünschen der Eltern ausrichtet und die eigenen nicht mehr richtig wahrnimmt.

Wird aber auch das irreal Selbst nicht mehr geliebt, so scheint der einzige Ausweg im Suizid zu liegen: "Früh im Leben mag es Psychose sein. Später im Leben mag es Selbstmord sein" (S. 353).

JANOV hat diese Theorie 1974 insofern differenziert, als er Suizid in enge Beziehung zu einem Geburtstrauma setzt: "It seems like an incredible idea that people attempt suicide because something went wrong with their birth process ... " (1974, S. 197).

Nach JANOV entspricht das Symptom in Qualität und Ausdehnung dem ursprünglich zugrundeliegenden Schmerz. Der Tod wird dann als Lösung für aktuellen Schmerz gewählt, wenn ein prototypisches Trauma - meist aus der Zeit um die Geburt - vorliegt, wo Tod die einzig mögliche Lösung war. Diese Trauma wirkt prägend für eine spätere Problembewältigung. "The notion of death as the only way out then becomes fixated in the system as an unconscious memory, shaping the way a person thinks about solutions to overwhelming problems later on" (1974, S. 198).

Tod als zugrundeliegendes Thema verbindet Urschmerz mit späteren schmerzlichen Erfahrungen. Es liegt deshalb eine Verknüpfung von sehr frühem primären Schmerz ("first-line pain" S. 198) und Tod vor, weil diese Schmerzen mit solchen Situationen verbunden waren, wo Tod die Folge einer weiteren Verschärfung gewesen wäre (z.B. Strangulation bei der Geburt).

Bei "second-line pain" Situationen, also späteren Schmerzerfahrungen, ist nur selten Tod die einzig mögliche Lösung, wenn es sich nicht um eine äußerst gefährliche Lage handelt. Meistens wird es dem Kind zu dieser Zeit schon möglich sein, verschiedene Abwehr-

maßnahmen gegen schmerzliche Angriffe oder Versagungen zu finden. Entsprechend geringer ist auch die suizidale Gefährdung.

"First-line pain" reicht als Bedingung für eine Suizidgefährdung nicht aus. Hinzu kommen muß eine häusliche oder schulische Atmosphäre, die verhindert, daß Schmerz offen gezeigt werden kann.

Auch die Suizidmethode steht häufig in engem Verhältnis zu dem besonderen Urschmerz und ist weitgehend symbolisch entsprechend den unbewußten zugrundeliegenden Gefühlen: "One patient would think about hanging himself whenever he was upset. The Primal in which he resolved his obsession was one of being strangled at birth" (1974, S. 199).

Ebenso wie beim Problem des Mordes versucht die Urschrei-Therapie den Patienten dahin zu bringen, daß er diesen frühesten Urschmerz fühlt und ihn damit nicht mehr auszuagieren braucht.

4.3.4 Empirische Untersuchungen

Die Angaben über geschlechtsspezifische Unterschiede sind bisher gering, was die Psychodynamik von Suiziden betrifft. Es gibt die in Veränderung begriffenen Fakten, daß Frauen, verglichen mit Männern, häufiger Suizidversuche begehen als vollendeten Suizid, sogenannte weiche Methoden wie Gas und Schlafmittel bevorzugen und eher durch Liebes- und Ehekonflikte dazu motiviert werden.

DÜHRSEN (1967) untersuchte 16 - 18 jährige Mädchen, ohne sie allerdings einer männlichen Kontrollgruppe gegenüberzustellen. Für die Entstehung der Suizidversuche dieser Mädchen kommt sie zu folgenden Ergebnissen: in diesen Familien war die Bindung der Eltern untereinander lose und ambivalent, hingegen bestand eine besondere Bindung zwischen den Müttern und Töchtern: "Diese jungen Mädchen hatten im Erleben ihrer Mütter eine besondere Stellung eingenommen - wenn auch nicht als schutzbedürftige Kinder. Sie waren wichtig, sei es als Identifikationsobjekt für die Mütter, die in ihren Töchtern die Erfüllung der eigenen ungelebten Wünsche nachholen wollten. Sei es in der Stellung einer schwesterlichen Vertrauten, einer Rivalin oder schützenden Helferin" (S. 23).

Angesichts dieses Prozesses wechselseitiger Identifikation traten Krisen mit Suizidgefahr auf, wenn "die Kinder aufhörten, eine besondere Beziehungsperson oder das besondere Identifikationsobjekt ihrer Mütter zu sein" (S. 23). Es erinnert an AMMONS (1974) Aussagen, daß die Primärgruppe keine eigene Identität des Kindes zuließ.

LESTER (1970 c) beschäftigt sich mehrfach mit Suizid und der Einstellung zum Tod. Er fand heraus, daß Frauen weniger häufig als Männer über Tod und Sterben nachdachten, aber mehr affektive Reaktionen dazu zeigten.

In einer weiteren Untersuchung an 46 männlichen und weiblichen Studenten fand LESTER (1971) keinen Zusammenhang zwischen der Einstellung zum Suizid und zum Tod, ebenso wenig zwischen der Furcht vor dem Tod und dem Bedürfnis, etwas zu vollbringen. Im Gegensatz dazu schließen SPILKA u. PELLEGRINI (1967) bei leistungsbe-
tonten Menschen eher auf eine größere Furcht vor dem Tod und stellen den Tod als eine Verletzung des Rechtes zu leben und Erfolg zu haben dar.

RAPHLING (1970) verglich den Trauminhalt von suizidalen und nicht-suizidalen Patienten und fand signifikant mehr Themen von Tod, Gewalt und Zerstörung bei den suizidalen Personen, allerdings ohne Bezug zur Ernsthaftigkeit des Suizidversuchs.

FARBEROW (in SHNEIDMAN 1967) erwähnt die Möglichkeit, daß gefühlsmäßige Stellungnahmen zum Tod nicht nur von der eigenen Erfahrung und spezifischen Persönlichkeit abhängig sind, sondern auch von dem kulturellen Hintergrund. In der angelsächsischen Kultur beispielsweise werde Tod als unvermeidbarer Bestandteil des Lebens nicht akzeptiert, sondern von Tabus beeinflusst und von starken Verdrängungen und Verleugnungen begleitet.

STORK (1972) ermittelte mit einem eigenen Fragebogen, "daß die Suizidanten sich besonders mit dem Problem des Todes beschäftigen" (S. 63). Ferner stellt der Tod nach seinen Ergebnissen nichts Bedrohliches für den Suizidanten dar, sondern wird als eine "Erlösung vom Leben betrachtet" (S. 63) und hat "etwas Beruhigendes, Friedfertiges" (S. 68), was in direktem Gegensatz zu den folgenden Aussagen von NEURINGER (1968) steht.

NEURINGER (1968) verwendete das semantische Differential von OSGOOD, SUCI u. TANNENBAUM zur Einstellungsmessung über Leben und Tod bei männlichen suizidalen, psychosomatischen und normalen Patienten. Für die suizidale Gruppe ergab sich dabei eine

größere Divergenz zwischen diesen beiden Einstellungen als bei den anderen Versuchsgruppen, d.h. alle drei Gruppen rateten Leben als positiv und Tod als negativ, nur gaben die suizidalen Probanden extremere Einschätzungen.

Zur Erklärung diskutiert NEURINGER die Möglichkeiten, daß die suizidalen Patienten unter erhöhtem Anpassungsdruck ständen, um bald die Klinik wieder verlassen zu können, oder daß bei ihnen ein "dichotomes Denken" (S. 63) vorliege, "that is, to polarize personally relevant events, objects, meanings, attitudes, etc., in such a manner as to experience them in their most extreme characterization" (S. 63).

Gerade die klare Unterscheidung zwischen Leben und Tod mache es dem Suizidgefährdeten vielleicht möglich, auch dazwischen zu wählen.

Andererseits könne auch der kathartische Effekt des Suizidversuchs (FARBEROW 1950, RINGEL 1969) die Bestätigung der Annahme verhindert haben, daß suizidale Menschen das Leben als negativ und den Tod als positiv betrachten.

Die Beziehungen zwischen der Einstellung zum Tod und anderen Variablen haben sich als komplex erwiesen, auch ergab sich keine eindeutige Beziehung zwischen suizidalem Verhalten und der Einstellung zum Tod.

Die widersprüchlichen Ergebnisse führen zu der Frage, ob Verdrängungsmechanismen und andere Abwehrformen für die Unterschiede vor und nach dem Suizidversuch im Bewußten und Unbewußten verantwortlich sind.

QUATEMBER (1969) bestätigt diese Hypothese insofern, als er mit dem Rorschach-Test ein Verschwinden der neurotischen Abwehrmechanismen direkt nach dem Suizidversuch, also während der suizidalen Krise, feststellt. Noch vor dem Suizidversuch sei die Zunahme

von Aggressionshinweisen bei gleichzeitigem Verlust der neurotischen Abwehrmechanismen ein direkter Gradmesser für die zu erwartende selbstaggressive Handlung. Es wäre interessant zu wissen, inwieweit sich diese Abwehrmechanismen nach dem Suizidversuch wieder stabilisieren.

Die Rolle intervenierender Variablen wurde auch von EISENTHAL (1967) erwogen, der suizidalen und nicht-suizidalen Patienten Dias vorführte, die den Tod, unerfreuliche Szenen, aggressive und nicht-aggressive Themen betrafen. Er ging dabei in Anlehnung an FREUD von der Annahme aus, daß suizidale Individuen aggressive Gedanken und Gefühle eher unterdrücken und gegen sich selbst wenden.

In der Untersuchung fand sich aber kein einheitlicher Antwortstil bei dieser Versuchsgruppe. Personen, die Suizid nur erwogen, konnten aggressive Dias von nicht-aggressiven nicht unterscheiden im Gegensatz zu Suizidanten und der Kontrollgruppe. Sie erwiesen sich als signifikant ängstlicher, depressiver und aggressiver als die Kontrollpersonen und signifikant depressiver als die Suizidanten.

Als Erklärung können wieder die im folgenden dargestellten Befunde FARBEROWs (1950) herangezogen werden, daß Suizid erwägende Personen emotional aufgewühlter und agitierter sind.

Untersuchungen zur Gesamtpersönlichkeit

LITMAN und FARBEROW (in FARBEROW u. SHNEIDMAN 1950) gehen für die Ich-Organisation davon aus, daß Eigenschaften auf einem Kontinuum verteilt sind, wobei Impulsivität gegen Wirksamkeit von Kontrolle stehe, Rigidität gegen Flexibilität und Isolation gegen ein Vorhandensein von Beziehungen. Impulsive, rigide und isolierte Personen seien eher suizidgefährdet.

V. SCHLIEFFEN (1969) untersuchte 77 Personen, die nach einem Suizidversuch in die Entgiftungsstation von Nürnberg eingeliefert worden waren, mittels projektiver Verfahren und Fragebogen, wobei eine Kontrollgruppe fehlt. Er fand kein allen Suizidanten gemeinsames Persönlichkeitsmerkmal, sondern eine gleich häufige depressive oder euphorische Grundstimmung und Erlebnisverarbeitung.

Die suizidale Primärpersönlichkeit zeichne sich vorherrschend durch Stimmungs labilität aus, daneben fänden sich in unterschiedlicher Ausprägung die Merkmale der Reizbarkeit und Erregbarkeit, was auf unverarbeitete intrapsychische Spannungen hinweise. "Belastungssituationen führen auf diesem Hintergrund einer affektiven Unausgeglichenheit leicht zu inadäquaten Reaktionen, weil der affektive Gehalt dieser Situationen in seiner Bedeutung nicht erfaßt werden kann" (S. 345).

Bei der zu Affektkumulation neigenden suizidalen Persönlichkeit sei die Widerstandskraft gegenüber chronischen und akuten Konflikten reduziert.

Nach V. SCHLIEFFENs Testergebnissen kennzeichnet die Suizidanten ein sehr labiles Persönlichkeitsgleichgewicht. Die reibungslose Anpassung an gesellschaftliche Normen gelingt durch forcierte Anpassung, solange kein Affektdruck die Desintegration der einzelnen Teilbereiche auslöst: "Die Bereitschaft zur unmittelbaren, stark affekthaften Reaktionen verhindert die Relativierung der affektiven Valenz der Konfliktsituation und die Distanzierung vom eigenen Erleben" (S. 346), wozu eine ausgeprägte Ichbezogenheit noch beitrage.

Durchsetzungs-, Selbstbehauptungs- und Belastungsfähigkeit seien ungenügend ausgebildet und die affektiven Reaktionsmöglichkeiten seien eingeschränkt, um der Desintegration der Persönlichkeit

durch eine bewußtseinsnähere Steuerung entgegenzuwirken.

Bei geringer Selbstkritik erwarte der Suizidant Konfliktlösungen von außen; er vermeide Aggressionen aus Angst vor Gegenaggression, zeichne sich bei auftretenden Konflikten durch Flucht in die Phantasie und ein Wunschdenken aus, und die Wahrnehmung werde projektiv verzerrt.

V. SCHLIEFFEN sieht gerade darin eine erhöhte Suizidgefährdung, daß bei solchen Menschen eine gute affektive Ansprechbarkeit vorliege bei schlechter Verarbeitungsfähigkeit und reduzierten sozialen Bezügen.

Eine tiefgreifende Kommunikationsstörung führe zu einer fehlerhaften Selbst-, Fremd- und Realitätsbeurteilung. Symbiotische Zweierbeziehungen entstehen, da die soziale Gruppe oder weniger intensive Beziehungen den überhöhten Forderungen nach Geborgenheit, Frustrationsfreiheit, Befriedigung und Wunscherfüllung nicht nachkommen können.

Vielfach zitiert wird die Persönlichkeitsuntersuchung von FARBEROW (1950) an 96 männlichen Patienten, wobei folgende Testverfahren verwendet wurden: MMPI, Hildreth Feeling and Attitude Scale, MASLOWS Self-Esteem Skala, ROSENZWEIGs Picture-Frustration Test, Make-A-Picture-Story-Test.

Anders als bei V. SCHLIEFFEN wurde die untersuchte Suizidgruppe vierfach unterteilt in je 16 Probanden mit ernsthaften Suizidversuchen und nicht-ernsthaften, ernsthaften und nicht ernsthaften Suiziddrohungen; die übrigen Probanden gehörten zur Kontrollgruppe, die dem gleichen Krankenhaus entstammte und der Experimentalgruppe in 13 Merkmalen angeglichen war.

FARBEROW fand diese Aufteilung aufgrund seiner Ergebnisse äußerst produktiv, da sich hauptsächlich Unterschiede zwischen den Untergruppen oder zwischen einer einzelnen suizidalen

und der Kontrollgruppe ergaben.

Verglichen mit allen anderen Gruppen, auch der Kontrollgruppe, zeigten sich bei den Suizid androhenden Probanden vorherrschend Züge von Feindseligkeit, Aggression und Agitation. Sie schienen Frustrationen nur schwer ertragen zu können und mit plötzlichen Aggressionsausbrüchen zu reagieren bei geringem Realitätsbezug, wenig sozialer Integration und vielen depressiven und agitierten Zügen.

Bei den Probanden mit Suizidversuchen fanden sich weniger der obengenannten Charakteristiken, aber auch depressive Züge, allerdings eher vom Typ der Resignation und Reflektion als Agitation. Die Probanden schienen weniger von Schuldgefühlen und Feindseligkeit belastet und damit eher zur sozialen Integration fähig. Von den Nicht-Suizidanten unterschieden sie sich wenig, außer durch geringere Reizbarkeit, durch ihre Neigung zu Rechtfertigungen und eine gleichzeitig höhere Bereitschaft, Tadel für Fehlreaktionen anzunehmen. Sie erschienen zurückgezogen und zeigten eine geringe Phantasietätigkeit.

Die Gruppe mit ernsthaften Suiziddrohungen und -versuchen kann durch intensive Feindseligkeit und eine resignative Depression charakterisiert werden. Sie richteten ihre Aggressionen nicht nach außen und verleugneten ihre Schuld bei Vorwürfen weniger heftig als die beiden anderen Gruppen. Das auffallendste Kennzeichen, das sie von der Kontrollgruppe unterschied, war ihre pessimistische Beschäftigung mit Gedanken über Tod und Suizid.

Die Gruppe mit nicht-ernsthaften Suiziddrohungen und -versuchen erwies sich als aggressiv und agitiert. Sie ließ sich von der Gruppe mit ernsthaften Intentionen, nicht aber von der Kontrollgruppe durch ihre Tendenz unterscheiden, jede Schuld über frustrierende Situationen zu leugnen. Anders als die Kontrollgruppe war

sie nicht vorwiegend von frustrierenden Situationen betroffen, sondern von Konflikten und Zweifeln und suchte dauernd Hilfe für ihre Schwierigkeiten. Zeichen von Verwirrtheit und mangelhafte soziale Integration waren weitere Charakteristiken.

FARBEROWs Ergebnisse scheinen zu bestätigen, daß der Suizidversuch einen kathartischen Effekt besitzen kann, da Personen mit Suizidversuchen im Vergleich zu damit drohenden Personen weniger ängstlich, feindselig und agitiert und sozial besser integriert erschienen.

4.4 Die Suizidalität bei Kriminellen

Suizid wird bei der theoretischen Diskussion häufig in Antithese zum Mord gesetzt, zumal unter dem Aspekt der Aggression bzw. Aggressionsumkehr (FREUD, DOLLARD, RINGEL, u.a.).

BALLUSSECK (1965) sieht ein Indiz für die Aggressionsumkehr in der Beobachtung, daß niedrigen Suizidraten meist eine hohe Mordfrequenz in der Bevölkerung gegenübersteht. Anhand der relativen Höhe von Suizid- bzw. Mordraten in verschiedenen Völkern oder Gruppen schließt HAVIGHURST (in SHNEIDMAN 1969) auf unterschiedliche Sozialisationstechniken, was den Umgang mit Aggressionen betrifft.

Auch ein Vergleich der vorangegangenen theoretischen Darstellung zwischen Kriminalität und Suizidalität macht Unterschiede in der psychischen Struktur beider Personengruppen ersichtlich. Bei Kriminellen besteht im Gegensatz zu Suizidanten im triebhaften Bereich eine Neigung zu Triebdurchbrüchen und Sofortbefriedigungen, sowie eine Fixierung auf frühe Bedriedigungsformen. Weiterhin wurde eine Abwehr der Depression und von symbiotischen Beziehungen bei Fixierung der passiven Abhängigkeit beobachtet, sowie schwache Identifizierungen. Der Kriminelle gilt als extravertiert, und besonders bei Psychopathen wurden Abwehrmechanismen vermutet, die in der Abwehr des lückenhaften und/oder starken Über-Ich bestehen. Andere Autoren bezeichneten das Über-Ich auch als schwach. Einmal werden Ängste und Schuldgefühle bei Delinquenten für geringfügiger gehalten, andererseits aber für stärker abgewehrt, um das äußerst labile Ich nicht zu sehr zu gefährden.

Da aber auch Kriminelle und sogar Psychopathen Suizid begehen, liegt es nahe, neben den schon in der Einleitung genannten Gemeinsamkeiten nach solchen suizidalen Merkmalen zu fragen, die

bei suizidalen Delinquenten zur kriminogenen Persönlichkeitsstruktur hinzukommen.

Aus den verschiedensten Theorien ergeben sich Fragen, warum z.B. bei suizidalen Delinquenten verdrängte Impulse oder mangels ausreichender Frustrationstoleranz ausagierte Wünsche zu selbstaggressivem Verhalten führen statt zu dissozialen Übergriffen. Liegt es an stärkeren Schuldgefühlen und Ängsten, an instabileren Abwehrmechanismen, Über-Ichlücken, an einer Regression auf die Stufe der Identifizierung oder kommt es zu einer starken Schwankung über die Einschätzung des Real-Ich im Verhältnis zum Ideal-Ich, oder was ist sonst spezifisch suizidal?

NASS (1966) und RINGEL (1953 a) versuchten suizidales Verhalten bei Delinquenten damit zu erklären, daß es sich dabei um haftbedingte Reaktionen handelt durch die Zunahme von Schuldgefühlen und eine Einengung der Expansivität.

Dem steht die Tatsache gegenüber, daß nicht alle Delinquenten Suizid begehen und viele Suizidversuche auch in der Zeit vor oder nach der Inhaftierung liegen.

Möglicherweise verschärft die Haftsituation die in der Persönlichkeitsstruktur liegende Suizidgefährdung, wie auch eine Untersuchung am Kieler Institut für gerichtliche und soziale Medizin ergab, "daß es nicht hafttypische Lebensumstände sind, die den Selbstmord im Gefängnis bedingen" (DER SPIEGEL, 12, 1972). Vielmehr fanden sich schon vorher bei Betrachtung der Person und ihres Lebenslaufes zur Suizidbereitschaft disponierende Risikofaktoren: "Elf der 90 Selbstmörder und verhinderten Selbstmörder waren unehelich geboren, 22 in vollständigen Familien aufgewachsen, ebenfalls 22 hatten in Heimen gelebt, 17 waren geschieden, zwei lebten getrennt, und bei 25 bestand nach den Ermittlungen der Gerichtsmediziner "überhaupt kein

Kontakt zu einem Partner" (DER SPIEGEL 1972, S. 44). Weiterhin wurden 17 als Psychopathen oder abnorme Persönlichkeiten eingestuft, bei 26 psychische Auffälligkeiten festgestellt und 20 neigten zu Alkoholmißbrauch, wobei fast jeder vierte schon vor der Inhaftierung mindestens einen Suizidversuch unternommen hatte.

Von SCHWEITZER u. HEISTERBORG (1973) stammt eine der wenigen sorgfältigen deutschen Untersuchungen zur Suizidalität in deutschen Strafanstalten. Sie begutachteten die Personalakten von 144 Selbstmördern aus der Zeit von 1947 - 1968, die in Nordrhein-Westfalen inhaftiert gewesen waren.

Verglichen mit der allgemeinen Suizidstatistik fanden sie die Selbstmordfrequenz bei Häftlingen ungewöhnlich hoch, besonders bei Untersuchungs-Häftlingen und älteren Inhaftierten, bei verheirateten und verwitweten im Gegensatz zur Suizidfrequenz bei Nicht-Delinquenten. Ferner galt für suizidale Delinquenten, daß sie eher katholisch oder konfessionslos als evangelisch waren, sozial niedrigere Berufe ausübten, seltener vorbestraft waren und zu 2/3 Verbrechen "gegen das Leben oder die Menschlichkeit" begangen hatten. Der Selbstmord geschah in 84 % durch Erhängen, wobei bei 15 % aller Suizide vorangegangene Suizidversuche bekannt waren. Psychodynamische Merkmale blieben außer acht.

DANTO (1972) verglich nicht-delinquente mit 10 inhaftierten Suizidanten aus den USA, wobei letztere vorwiegend männlich und farblos waren, eher Gewaltverbrechen begangen hatten und sich in übermäßiger Abhängigkeit befanden. Zum Suizid kam es noch mehr als zwei bis vier Wochen Haft, meist durch Erhängen.

Ergänzende Ergebnisse zu DANTOs erster genannter Untersuchung finden sich in dem von ihm herausgegebenen Sammelband (1973), worin Haftsituation und Suizid unter verschiedensten Gesichts-

punkten behandelt und Untersuchungen über Suizid während der Untersuchungszeit und nach der Verurteilung einander gegenübergestellt werden.

WILMOTTE/PLAT-MENDLEWICS (in DANTO 1973) unterscheiden suizidale Delinquenten von nicht-suizidalen und der Allgemeinpopulation insofern, als sie eine größere emotionale Störung und schwerwieendere Delinquenz aufwiesen bei einer größeren Anzahl von Vorstrafen, worin die Autoren DANTO widersprechen. Gerade angesichts dieser gestörten Persönlichkeiten fordert DANTO eine Neugestaltung der Haftsituation, da die gegenwärtigen Zustände verhindern, daß der Delinquent alternative Verhaltensweisen findet. Einerseits führe die geringe Wertschätzung durch das Gefängnispersonal zum Verlust der Selbstachtung und zu Hoffnungslosigkeit, andererseits bestehe ein Zwang, sich den Normen der Mitgefangenen anzupassen. Das System selbst habe sich damit eine neue Gefängnispsychologie geschaffen.

Im Gegensatz zu DANTO sehen FULLY, HIVERT u. SCHAUB (1965) die größte Suizidgefahr unmittelbar nach der Verurteilung oder der Inhaftierung (s. auch HOFF 1965 und NASS 1966). Sie untersuchten keine Persönlichkeitsmerkmale.

Für HOFF (1965) gibt es in der Untersuchungszeit zwei Gefahren Gipfel, "nämlich, und vor allem, unmittelbar nach der Verhaftung, dann aber auch nach der Urteilsverkündung" (S. 499).

BATCHELOR (1954) fand bei 25 männlichen und 17 weiblichen Psychopathen mit Suizidversuchen teils ähnliche, teils ergänzende Charakteristiken, wie "broken home" bei 74 % und frühere Suizidversuche bei 45 %.

Die Mehrzahl der Untersuchten war unter 40 Jahre alt, sozial unangepaßt, impulsiv, aggressiv, ruhelos, egozentrisch und affektlos. 71 % kamen aus den untersten sozialen Schichten.

Der Suizidversuch entstand aus einem persönlichen Streit oder der Angst vor Zurückweisung, Mordimpulse waren in vielen Fällen evident. Als zugrundeliegende Motive nennt BATCHELOR Haß, Flucht, Identifikation mit einem Toten, Ängste, Demonstration von Omnipotenz und Manipulation der Umgebung.

Nach RINGEL (1969) geht Suizidhandlungen die Ausbildung eines präsuizidalen Syndroms voraus. Wie schon erwähnt, postuliert er bei Psychopathen die Tendenz zur Einengung und die Existenz von Selbstmordphantasien.

Die Aggressionsumkehr werde oft sehr plötzlich manifest, wenn die Umwelt als übermächtig und der Betroffene selbst als ohnmächtig erlebt werde. Das schwach entwickelte Über-Ich und die geringe Fähigkeit zur Realitätsanpassung begünstigen mit der Selbstmordhandlung die Flucht aus der Realität, wenn der Suizidant in dieser Situation die intrapsychischen Spannungen nicht mehr ertragen könne.

Allgemein auf Inhaftierte bezogen sieht RINGEL die Ausbildung des präsuizidalen Syndroms und damit die Selbstmordgefahr darin begründet, daß Außen- und Innenfaktoren zusammenwirkend eine Einengung erzeugen. Daneben entstünden nach der Tat häufig auf Selbstbestrafung hinzielende Schuldgefühle.

Das Verhältnis von Suizidversuchen zu Suiziden gleiche mit 3-6 mal soviel Suizidversuchen dem der Allgemeinbevölkerung, wobei zwischen Untersuchungsgefangenen mit großer Suizidgefahr und länger Inhaftierten zu unterscheiden sei.

HOFF (1965) präzisiert RINGELs Auffassungen insofern, als er der Art der Persönlichkeitswandlung in der Haft besondere Bedeutung zumißt: "Die Selbstmordgefahr bei Strafgefangenen ist entscheidend abhängig von der Art, in der er die Tatsache der Bestrafung verarbeitet" (S. 505).

Er unterscheidet drei Verarbeitungsmethoden:

- 1) eine aktiv-positive, wenn die Bestrafung Anlaß zur Selbstbesinnung wird;
- 2) die aktiv-negative, wenn die Bestrafung abgelehnt und die damit verbundenen Institutionen bekämpft werden;
- 3) die passive, die Zeichen einer Abkapselung und eines passiven Erduldens ist.

Selbstmordgefahr besteht bei der aktiv-negativen Haltung, wenn "die Vergeblichkeit des sich Auflehns erkannt ist, der Kampf als sinnlos aufgegeben wird" (S. 506) und keine Einsicht erfolgt sondern die Aufgabe der eigenen Person. Die passive Haltung läßt nach HOFF die Tat unverarbeitet bestehen und führt häufig zur "Etablierung eines schweren Depressionszustandes" (S. 506). Dabei ist der Übergang von der gegebenen Zurückhaltung und Passivität zur Depression oft nur schwer erkenntlich.

Zu ähnlichen Aussagen bezüglich Hoffnungslosigkeit kommen FAWCETT u. MARRS (in DANTO 1973). Mittels Tiefeninterviews erkannten sie besonders bei jungen Delinquenten mit impulsivem ausagierendem Verhalten Verzweiflung und heftigen Widerstand, die Haft länger zu ertragen, was angesichts der Verurteilung und dem Fehlen von Fluchtmöglichkeiten zu Suizid führen konnte.

Die Beziehungen zwischen Mord und Selbstmord sind vielfältig.

Einerseits wird ein enges Nebeneinanderbestehen von suizidalen und Mordimpulsen vermutet, zum anderen aber auch ein wechselseitiger Ausschluß, wie es besonders Soziologen aufgrund unterschiedlicher kultureller Bedingungen oder Erziehungsstile behaupten (a.a.O.).

Ungeklärt blieben bisher individuelle Unterschiede und Gründe für das häufige Vorkommen von Mord wie auch Suizid bei einer

Person.

Verschiedene Untersuchungen von suizidalen Mördern unterstützen FREUDs Theorie zur Melancholie, daß der Mordimpuls bei einem Suizid nicht dem eigenen Ich sondern dem introjizierten Objekt gilt, das ausgestoßen werden soll.

So fand WEST (1965) bei einem Vergleich von 148 Mörder-Suizidanten und Mördern unter den Untersuchten viele jungverheiratete Mütter, die aus einer Depression heraus ihre kleinen Kinder töteten, "out of a close sense of identification" (S. 149). Es zeigten sich also Fälle, wo das Objekt nicht nur innerlich getötet wurde, sondern der Mord aus einem Zustand von Depression, Irritiertheit und Ambivalenz gegen das Opfer erfolgte auf der Grundlage einer starken Identifikation.

WEST bestätigt sowohl FREUDs Theorie von der Austauschbarkeit nach außen- und innen gerichteter Aggression aus ambivalenter Liebe als auch psychoanalytische Studien über irrationale Morde, wo die Ambivalenz von Mord- und Suizidimpulsen in der Phantasie wie ihre Austauschbarkeit in Aktion erwiesen wurde. Mord- und Suizidimpulse seien oft so eng benachbart, daß geringfügige Anlässe den Ausschlag in eine Richtung geben könnten.

MENNINGER (in WEST 1965) gibt einen ähnlichen Suizidverlauf an: zuerst bestehe der Wunsch zu töten, wobei sich bei unreifen psychopathischen Persönlichkeiten mit ambivalenten Beziehungen die aggressive Komponente besonders deutlich zeige. Ein strenges Über-Ich führe zu Wendung der Aggression nach innen und Suizid erfolge bei Unterbrechung einer ambivalenten Beziehung, wenn die Emotionen kein äußeres Objekt mehr haben.

Unter den suizidalen Mördern fand WEST besonders häufig Frauen, die ihr Kind töteten, wenig Vorbestrafte, wenig junge Diebe, Menschen aus der sozialen Mittelschicht, verheiratete und in kon-

ventionellen Familien lebende.

Dem widersprechen teilweise WOLFGANGS (1958) Ergebnisse, der wohl aus einer anderen Population heraus mehr Männer unter den Mördern mit Suizid fand, wobei nahezu die Hälfte ihre Frauen getötet hatte. Im wesentlichen stimmt er mit WEST darin überein, daß eine enge Beziehung zwischen den Mördern und ihren Opfern bestand. Nach dem Mord werden diese enge Beziehung und die mit ihr verbundene Versorgung vermißt, so daß dem Ich wegen des Mordes die Frustrationsquelle zugeschrieben und es dadurch zum legitimen Aggressionsobjekt wird. Voraussetzung dafür ist ein größeres Aggressions- und Frustrationsreservoir, das aus der stärkeren Gewalttätigkeit der Handlung geschlossen wird, sowie unerträgliche Schuldgefühle, wobei WOLFGANG bei der Erklärung der Frustrations-Aggressionshypothese von MILLER folgt.

Er fügt die Schuldhypothese hinzu, wonach den normangepaßten Mördern auf ihre Angst vor der Einschätzung durch die Umwelt nur noch Suizid als Lösung bleibt.

PHILLIP (1967) geht einen Schritt weiter, indem er nicht die Verknüpfung Mord und Selbstmord prüft, sondern Gewaltdelikte überhaupt in bezug zu suizidalen Handlungen setzt.

Er untersuchte 64 Gewalttäter mit Suizidversuchen und 96 Gewalttäter ohne suizidale Handlungen, die sich alle einer gerichtlichen Begutachtung unterziehen mußten, darunter 25 Frauen. PHILLIP glaubt diesen Aggressionstätern eine ihnen eigene depressive Grundstimmung nachweisen zu können, die sich sehr oft in suizidalen Tendenzen ausdrücke.

Auch er erwidert die psychopathologischen und soziologischen Übereinstimmungen bei Selbstmordhandlungen und Gewalttaten und die starken Persönlichkeitsstörungen der Täter, wobei durch das Tatgeschehen nur der Zusammenbruch nach außen manifest werde.

Eine affektive Ambivalenz sei bei den Gewalttätern das typische Zeichen der Persönlichkeitslabilisierung, auf welchem Hintergrund ein plötzlicher Umschlag der Verdrängungsenergie zu "explosiven Formen des Abreagierens führen könne, deren bedeutsamstes Zeichen die ruckartige, scheinbar völlig unmotivierte, aus der ganzen Struktur ihres Trägers oft nicht faßbare Handlung ist (HEISS, S. 281)". In als hoffnungslos empfundenen Situationen richten sich gelegentlich die elementar hervorbrechenden Aggressionen gegen die eigene Person. Dabei könne aufgrund der depressiven Verstimmung schon ein geringfügiger Anlaß die Auslösung eines selbst hinsichtlich der Angriffsrichtung völlig unverständlichen "Vernichtungsaktes" bewirken.

SCHÄFER (1971) befaßte sich ausführlicher mit demselben Problem, indem er insgesamt 182 Aggressionstäter, darunter 12,7 % Frauen, mit und ohne suizidale Handlungen untersuchte. Er faßte im Vergleich zu PHILLIP den Begriff der Aggressionstäter weiter, indem er nicht nur Mord, sondern auch andere Gewalttaten einbezog. Alle Täter waren zur Prüfung der strafrechtlichen Verantwortung eingewiesen, und ihre vorliegenden Daten wurden nach vorher festgelegten Fragenkomplexen geordnet. An signifikanten Unterschieden fand SCHÄFER bei den Suizidanten u.a. folgendes:

Eine stärkere familiäre Belastung, häufigere Schaukelerziehung und große Verwöhnung, Kontaktstörungen in der Schule, disharmonische Ehen, mehr Partnerbeziehungen, höhere aber abhängige Berufe, mehr Depressionen und Stimmungs labilität, ein Anstauen von Aggressionen nach Frustrationen und mehr Übersprunghandlungen sowie gefährlichere Tatwerkzeuge, eher depressives als renitentes und aggressives Verhalten nach der Tat, seltener Gleichgültigkeit und Reue.

SCHÄFER schließt aus diesen Ergebnissen, daß als wesentlichstes Merkmal bei den suizidalen Tätern eine Aggressionshemmung vor-

liegt, während die freiwerdenden Aggressionsimpulse bei den reinen Aggressionstätern überschießend seien und eruptiv und nicht bremsbar entladen würden. Delinquenten mit Suizidversuchen seien nach der Tat verunsicherter, auf der Flucht und fühlten sich isoliert und gedchtet, hätten also keine Ich-Bestätigung erlangt.

Der Wert dieser Angaben wird etwas dadurch geschmälert, daß keine Tests verwendet, sondern nur subjektive Befragungen verwertet wurden. Außerdem maß SCHÄFER das Merkmal der Aggressionshemmung lediglich daran, daß zwischen erfragter Frustration vor der Tat und der Tat selbst ein größerer Zeitabstand lag, gemessen in Stunden und Tagen. Andererseits ergibt sich aus SCHÄFERS Resultaten eine teilweise Bestätigung von RINGELs Theorie.

Fraglich bleiben die Gründe für Suizidversuche bei Psychopathen, die Frage also, ob auch hier Aggressionshemmungen vorliegen oder eher eruptive Aggressionen, für deren Wendung gegen die eigene Person noch andere Bedingungen vorliegen müssen.

5. ALLGEMEINE HYPOTHESEN

Nach der Darstellung theoretisch und empirisch gewonnener Erkenntnisse zur Psychodynamik von suizidalen und kriminellen Persönlichkeiten soll im folgenden geprüft werden, ob sich signifikante psychodynamische Unterschiede ergeben zwischen Delinquenten, die einen Suizidversuch begangen haben und solchen, die es nicht taten.

Es wird von der Grundthese ausgegangen, daß eine derartige Untersuchung nicht nur für Mord- und andere schwerwiegende Aggressionsdelikte lohnend und möglich ist, sondern für Delinquenz überhaupt, erweiterten Suizid ausgeschlossen. Dies erscheint insofern zulässig, als die angeführten psychodynamischen Unterschiede und Gegensätzlichkeiten nicht nur für Suizidanten und Mörder, sondern für Suizidanten und Kriminelle überhaupt gelten. Es geht nicht nur um die Erklärung stark selbst- und fremdaggressiven Verhaltens, sondern auch um den allgemeineren Aspekt der psychischen Bedingungen für das Zustandekommen auto- und alloplastischer Anpassungen.

Damit wird die Frage angeschnitten, warum Delinquenten bei Konflikten, Bedürfnisspannungen oder Frustrationen auch gelegentlich sich selbst anstelle von anderen schädigen, was im allgemeinen nicht von ihnen angenommen wird.

Abstrakter heißt dies folgendes: welche spezifischen suizidalen Charakteristiken müssen bei einer vorliegenden kriminellen Persönlichkeitsstruktur zusätzlich vorhanden sein, damit diese Person nicht nur kriminell sondern auch suizidal wird?

Zur Beantwortung dieser Frage wurden die in den vorangegangenen Kapiteln genannten psychischen Strukturmerkmale von Suizidanten, Kriminellen und suizidalen Delinquenten einander gegenüberge-

stellt. Solche Merkmale, die über kriminelle hinausgingen und für suizidales Verhalten charakteristisch erschienen, wurden unter die folgenden Hypothesen subsumiert. Psychodynamische Übereinstimmungen beider Gruppen wurden vorläufig nicht berücksichtigt.

- H₁ : Zwischen suizidalen und nicht suizidalen Delinquentinnen bestehen durch Tests und Befragungen erfaßbare signifikante Persönlichkeitsunterschiede, die relativ überdauernd und nicht allein durch die Haftsituation bedingt sind.
- H₂ : Bei suizidalen Delinquentinnen findet sich das Merkmal der Ambivalenz signifikant häufiger als bei nicht-suizidalen.
- H₃ : Suizidale Delinquentinnen neigen signifikant häufiger zu abrupten Gefühlsschwankungen.
- H₄ : Suizidale Delinquentinnen haben signifikant häufiger ein strenges aber nur lückenhaft ausgebildetes Über-Ich.
- H₅ : Suizidale Delinquentinnen kennzeichnet signifikant häufiger eine instabile zwanghafte Anpassung.
- H₆ : Suizidale Delinquentinnen zeigen signifikant häufiger depressive Züge.
- H₇ : Bei suizidalen Delinquentinnen erzeugt ein Versagen der Abwehr signifikant häufiger starke Angst.
- H₈ : Suizidale Delinquentinnen haben signifikant häufiger sowohl Suizidphantasien bzw. -gedanken als auch Todeswünsche gegenüber anderen.
- H₉ : Suizidale Delinquentinnen haben signifikant häufiger eine geringe Ich-Identität.

Erläuterungen zu den allgemeinen Hypothesen

In Anlehnung an die vorausgehend angeführte Literatur soll unter den folgenden Merkmalen im wesentlichen folgendes enthalten sein:

Zwanghafte, instabile Anpassung -

Das Bemühen des Betreffenden, sich den Forderungen der Umwelt anzupassen, möglichst ohne sich ihnen offen entgegenzusetzen, aufzufallen oder Kritik herauszufordern; mangelnde Spontanität; konformes Verhalten, Denken in Stereotypen und Folgen von vorgezeichneten Bahnen; eher passive (autoplastische) als aktive (alloplastische) Anpassung, d.h. wenig Versuche, eigene Wünsche zielgerichtet anzustreben und durchzusetzen, oft mangels genügender Bewußtheit eigener Wünsche - charakteristisch an diesem Verhalten ist, daß es infolge seiner hypothasierten Instabilität häufig nicht verhindern kann, daß Gefühle, Wünsche und Konflikte schlecht kontrolliert und der Realität nicht angemessen ausgelebt und ausgetragen werden.

Depressive Züge -

Depressive Stimmungen; Aggressionshemmung, internalisierte Aggressionen, Selbstaggressionen; geringe Selbstbehauptung und Passivität; Selbstabwertung und starke Minderwertigkeitsgefühle; ein starker Wunsch nach fortwährender Anerkennung; Anklammerung und symbiotische Beziehungen. Im Gegensatz zu nicht-suizidalen Delinquentinnen werden diese Züge nicht abgewehrt.

Geringe Ich-Identität -

Die fehlende Integration wichtiger Persönlichkeitsanteile und Aussparung wichtiger Lebensbereiche; Furcht vor oder Ablehnung der eigenen geschlechtlichen Identität; Ambivalenzen; eine starke Diskrepanz zwischen dem Realen und Idealen Selbst, die häufig nicht bewußt wird; Unechtheit im Verhalten; Leben in nicht selbstgewählten Rollen.

6 METHODE der eigenen Untersuchung

6.1 Probanden

Zur Verifizierung der Hypothesen wurden 40 weibliche Strafgefangene mit verschiedenen Verfahren untersucht. Die Auswahl der Probanden (Pbn) erfolgte nach folgenden Überlegungen:

Es sollten Delinquentinnen mit und ohne vorausgegangene Suizidversuche untersucht werden, so daß einerseits eine Kontrollgruppe gebildet wird, andererseits aber auch Paarvergleiche von einer suizidalen und nicht-suizidalen Delinquentin möglich werden.

Für diesen Paarvergleich sollten die Pbn jeweils annähernd vergleichbar sein (s. Tab. 7) in Alter, Intelligenzquotient, Berufsniveau, Zahl der Vorstrafen, Art und Schwere des Delikts, Familienstand und Erziehungsmilieu.

Diese mehr soziologischen Fakten wurden willkürlich von der Untersuchung ausgeschlossen, da das Schwergewicht auf den psychodynamischen Bedingungen des Suizidversuchs liegen sollte.

Generell erfolgte kein Ausschluß bestimmter Delikttypen außer erweitertem Suizid, der nach meiner Meinung eher ein Suizidge-schehen als eine kriminelle Handlung ist, d.h. die Einordnung ist schwierig, ob es sich bei erweitertem Suizid um einen Sonderfall der Suizidalität oder Kriminalität handelt.

Delinquentinnen mit sehr geringfügigen Straftaten brauchten nicht berücksichtigt zu werden, da sie, meist zu Bewährung verurteilt, selten inhaftiert waren keine Suizidversuche be-gangen hatten.

Der Suizidversuch selbst durfte nicht mehr als maximal 2 Jahre zurückliegen, um nicht schwerwiegende und eventuell haftbeding-te Persönlichkeitsveränderungen in die Erfassung einzubeziehen.

Um insgesamt eine relativ homogene Gruppe zu bilden, wurden keine Jugendlichen untersucht, da sich ihre Suiziddynamik häufig von der Erwachsener unterscheidet. Auch Debile mit einem Intelligenzquotienten unter 70 wurden wegen der erschwerten Testvergleichbarkeit ausgeschlossen.

Vom Homogenitätsgesichtspunkt her sollten angesichts der relativ kleinen Stichprobe nur Männer oder Frauen ausgewählt werden. Die Entscheidung für weibliche Pbn wurde dadurch mitbestimmt, daß Suizidversuche laut Literatur und Forschungsergebnissen eher als prototypisch für weibliche Suizidhandlungen angesehen werden.

Es bestand die Absicht, die Pbn aus mehreren westdeutschen Justizvollzugsanstalten auszuwählen, um ländertypische Variablen in ihrem Einfluß abzuschwächen. Es ergab sich aber nur in großen Strafanstalten wie von Bayern und Nordrhein-Westfalen die Möglichkeit, die Pbn nach den genannten Kriterien vergleichbar zu machen, so daß die untersuchten Frauen nur aus den Strafanstalten von Bayern (Aichach, 32 Pbn) und Nordrhein-Westfalen (Willich, 8 Pbn) kommen.

6.2 Verfahren

Zur Feststellung der suizidalen Psychodynamik wurden Verfahren ausgewählt, die die Persönlichkeitsstruktur der Pbn auf verschiedenen Ebenen erfassen. Damit wurde eine möglichst breite testpsychologische Erfassung der Persönlichkeit intendiert.

Psychologische Tests können als Verhaltensstichproben betrachtet werden, die den Schluß auf generelle Verhaltensweisen ermöglichen sollen.

In dieser Untersuchung geht es weniger um die Vorhersage künftigen suizidalen Verhaltens aufgrund von Merkmalkonstellationen in den Tests, als um Hinweise auf intrapsychische Strukturmerkmale suizidaler Personen.

Folgende Verfahren wurden verwendet (in der Reihenfolge der Anwendung):

- 1) Aktenauszüge
- 2) Eine geringfügig standardisierte Anamnese
- 3) Hamburg-Wechsler-Intelligenztest (HAWIE)
- 4) Rorschach-Test (RT)
- 5) Fragebogen über Extraversion und Neurotizismus (E-N) von BRENGELMANN
- 6) F-Aggressionsfragebogen von SELG
- 7) Thematischer Apperzeptionstest von MURRAY (TAT)
- 8) Verhaltensbeobachtung

6.2.1 Aktenauszüge

Aus den Anstaltsakten wurden wichtige Daten entnommen, um die Pbn auswählen zu können, außerdem traten die Aktenauszüge an die Stelle einer Fremdanamnese.

In den Akten wurden Informationen und Beurteilungen aus verschiedensten Quellen zusammengefaßt, wie solche vom Gericht, von Sozialarbeitern, von den Angestellten der Justizvollzugsanstalt (JVA).

Für eine in der JVA Aichach erfolgende Persönlichkeitsbeurteilung nach der ersten Inhaftierung müssen der Anstaltsleiter, Psychologe, Sozialarbeiter, die Pfarrer und die zuständigen Beamten in den Arbeitsbetrieben ihr Urteil abgeben, wobei die Berichte über das Arbeitsverhalten meist monatlich wiederholt werden. Die Vielfalt der Erhebungsquellen erleichterte eine objektive Erfassung der sozio-ökonomischen und somatischen Daten, sowie der Informationen über Vorstrafen und gegenwärtiges Delikt.

Folgende Informationen wurden den Strafvollzugsakten entnommen: Daten über Vorstrafen und letzte Straftat, sozio-ökonomische Daten wie Alter, Familienstand, Lebensumstände der Eltern, Zahl der Geschwister, Ausbildung und Beruf; Informationen über körperliche Krankheiten, Persönlichkeits- und Arbeitsbeurteilung durch Justizbeamte oder eventuell Gerichtspsychiater, Angaben über besondere Vorkommnisse in der Haft.

Diese Daten wurden nur teilweise für die vergleichende Auswertung benutzt, da viele Informationen dieser Art aufgrund der bewußten Auswahl der Pbn in beiden Gruppen übereinstimmten; sie dienten aber der Vervollständigung des Gesamtbildes.

6.2.2 Anamnese

Theoretische Vorbemerkungen:

SCHRAMML (1970) versteht unter einem klinischen Gespräch "jede Form beabsichtigter oder geplanter verbaler Kommunikation zwischen Arzt, Psychologe, Heilerzieher, Schwester und anderem klinischen Personal einerseits und Patient andererseits zum Zwecke der Diagnostik oder Therapie" (S. 207).

Diese Gespräche dienen dazu, durch die Erforschung allgemeiner Lebensdaten (soziologische, biologische, psychische), die Beobachtung des Verhaltens und die Erfahrung der Psychodynamik im Gespräch die Persönlichkeit des Patienten kennenzulernen.

Das klinische Gespräch wird häufig in drei Typen unterteilt, nämlich die Exploration, die biographische Anamnese und das Interview (SCHRAMML a.a.O., BRÄUTIGAM 1968).

Während die Exploration wenig Entfaltungsmöglichkeiten offenläßt, einen hohen Aktivitätsgrad des Untersuchers voraussetzt und der Abgrenzung von Symptomen dient, interessiert in der biographischen Anamnese die Objektivität der Daten wesentlich weniger als die Subjektivität des Erlebens. Die Aktivität des Untersuchers ist bei der biographischen Anamnese auch noch größer als im klinischen Interview, worin versucht wird, "eine zwar subjektive, aber relativ lückenlose Darstellung der Lebensgeschichte in Parallelität zur Krankengeschichte zu erhalten" (SCHRAMML S. 215). Im Interview dagegen "wird die locker assoziierenden Selbstdarstellung in den Mittelpunkt der Untersuchung gestellt" (BRÄUTIGAM S. 15).

Diese drei Gesprächstypen weisen einen unterschiedlichen Strukturierungsgrad auf. Man spricht auch von einer strukturierten Anamnese, wenn dem Patienten nur Alternativen oder wenige

Möglichkeiten zur Beantwortung der Frage gegeben sind.

Halbstrukturiert ist eine Anamnese dann, wenn in der Beantwortung ziemlich festgelegte Fragen mit völlig freien wechseln, eventuell im Zusammenhang mit einem Wechsel der Thematik.

Anwendung:

In dieser Untersuchung hatte das Gespräch mit den Pbn die Form einer halbstrukturierten biographischen Anamnese im oben beschriebenen Sinn. Da die einzelnen Fragen keinem statistischen Vergleich unterworfen werden sollten und unter anderem der Kontaktaufnahme zwischen Untersucher und Pb dienten, wurden sie weder genau vorformuliert noch in eine feststehende Reihenfolge gebracht, wobei offene Fragen mit weniger offenen wechselten.

Mit der Anamnese wurden folgende Fragenkomplexe angesprochen:

1) Kindheit und Erziehungsmilieu

biographische Daten wie Geschwisterreihe, Berufe der Eltern, finanzielle und Wohnverhältnisse, Verhältnis zu Eltern und Geschwistern, die Art, wie Eltern und Geschwister erlebt wurden, Erziehungsstil der Eltern und die eigene Reaktion darauf, kindliche Angewohnheiten wie Daumenlutschen, Nägelbeißen, Lügen, usw.

2) Schule und Beruf

Einstellung zur Schule, Schulleistungen, Verhältnis zu Lehrern, Mitschülern und heute zu Kollegen und Vorgesetzten, Zustandekommen der Berufswahl, Zufriedenheit mit dem Beruf, berufliche Pläne

3) Partnerschaft und Einstellung zu Gruppen

Früher und heute: Gruppenzugehörigkeit versus Einzelgänger, Dominanz oder Unterordnung, Vorkommen fester Freundschaft, Dauer und Tiefe der Bindungen, Verhältnis zum Ehemann und den Kindern, Einstellung zur Ehe und zu Kindern

4) Sexualität

Aufklärung durch wen, wann, wie; sexuelle Erlebnisse oder Beobachtungen in der Kindheit, Einstellung zu Onanie und Homosexualität, Bedeutung der Sexualität für den Pbn, Stellungnahme zur eigenen Person, zum eigenen Körper und Geschlecht

5) Interessen, Wertvorstellungen

Freizeitbeschäftigungen, Religiosität, Ideale, Lebensleitlinien

6) Wünsche, Ängste, Depressionen, provozierte Selbstaussagen, Träume, früheste Kindheitserinnerungen; Vorkommen von Suizidversuchen und deren Gründe, Zeitpunkt und Art

7) Erleben der Haftsituation und subjektive Ursachen der eigenen Delinquenz, Wert und Unwert der Strafe, schwerst erlebte Mängel in der Haft, Art des Fertigwerdens mit dem Alleinsein, Freundschaften in der Haft, Häufigkeit von Besuchen, Art der Gefühle für die Familie aus dieser Situation heraus, Einstellung zur Entlassung, Zukunftspläne.

Die Erhebung der Anamnese wurde vor der Testaufnahme meist mit Fragen zur Haftsituation begonnen, da die spontane Mitteilungsbereitschaft hierfür am größten war. Zumeist erfolgte die Fortsetzung des Gesprächs nach Beendigung der Tests.

Die Anamnese diente der Vervollständigung des aus Aktenauszügen, Testdaten und Verhaltensbeobachtung gewonnenen Gesamtbildes und der Kontaktaufnahme.

6.2.3 Der Hamburg-Wechsler-Intelligenztest (HAWIE)

Theoretische Vorbemerkungen:

Der HAWIE ist die deutsche Bearbeitung und Standardisierung der "Wechsler-Bellevue Adult Intelligenz Scale" von WECHSLER (1944). Der Test mißt die Intelligenz von Pbn im Alter von 10 - 59 Jahren.

Bei der Konstruktion des Tests ging WECHSLER (1964) von folgender Intelligenzdefinition aus:

"Intelligenz ist die zusammengesetzte oder globale Fähigkeit des Individuums, zweckvoll zu handeln, vernünftig zu denken und sich mit seiner Umwelt wirkungsvoll auseinanderzusetzen" (S. 13).

Intelligenz wird von WECHSLER als ein Teil der Persönlichkeit verstanden, wobei der HAWIE auf der 2-Faktoretheorie von SPEARMAN (1927) beruht. Ferner kommen zu seiner Intelligenzdefinition noch die Ergebnisse von ALEXANDER (in WECHSLER 1964) hinzu, der aufgrund einer Faktorenanalyse schloß, daß auch nicht-intellektuelle, nicht direkt meßbare Faktoren einen wichtigen Anteil zur Gesamtvarianz beisteuern. Im Handlungsteil des HAWIE wird versucht, diese Faktoren zu erfassen.

Der Gesamtintelligenzquotient (IQ) soll eine zuverlässige und gültige Schätzung der allgemeinen intellektuellen Befähigung einschließlich ihrer nicht intellektuellen Aspekte ermöglichen.

Ursprünglich wurde der HAWIE für den klinischen Bereich konstruiert, wo er auch einer der meist verwendeten Intelligenztests ist. Er fand dann auch in der Erziehungs- und Berufsberatung, im Familienwesen, in Schulen und Heilanstalten Anwendung.

Im klinischen Bereich interessieren besonders Diskrepanzen zwischen dem Verbal-IQ und dem Handlungs-IQ, sowie auffallende Ab-

weichungen in einzelnen Untertests vom Testmittelwert.

So erwiesen sich Psychotiker allgemein, organisch Geschädigte und Neurotiker stärker im Handlungsbereich gestört, während jugendliche Psychopathen und hochgradig Schwachsinnige im Verbalteil eine größere Funktionseinbuße zeigten.

Für weitere Angaben zur Entstehung, Anwendung, für theoretische Daten und Kritik muß auf WECHSLER (1964), CRONBACH (1961) und HEISS (1964) verwiesen werden.

Anwendung:

Die Durchführung des HAWIE richtete sich streng nach den von WECHSLER (1964) angegebenen Richtlinien, der Wortschatztest wurde nicht verwendet, da er die Untersuchungszeit zu sehr verlängert hätte.

Der HAWIE diene einerseits der Vorauswahl der Pbn, andererseits sollte geprüft werden, ob signifikante Unterschiede zwischen den Gruppen bestehen bezüglich starker Schwankungen in den Untertests und bezüglich der Diskrepanz zwischen Verbal- und Handlungsteil.

4.2.4 Rorschach-Test (RT)

Theoretische Vorbemerkungen:

Der von RORSCHACH entwickelte sogenannte Rorschach-Test gehört zur Gruppe der Formdeutungsverfahren (FDV) und hat nach SPITZNAGEL (1964) graduelle Zugehörigkeit zu Persönlichkeitstests, projektiven Tests und Entfaltungstests.

FDV basieren auf der Interpretation mehrdeutiger Reize, wobei mehrdeutig bedeutet, daß mehrere Beobachter auf ein bestimmtes Bezugsfeld verschiedene Deutungen geben. Dem liegt die Annahme zugrunde, daß zwischen der Mehrdeutigkeit und dem subjektiven Anteil der Reaktion ein funktionaler Zusammenhang besteht.

Der RT ist heute eines der meist verwendeten FDV, obwohl die Kritik und Diskussion über seinen wissenschaftlichen Wert und seine testtheoretische Absicherung nicht beendet ist. Es folgten dazu Untersuchungen und Bemühen, diesen Test in eine einheitliche Persönlichkeitstheorie zu integrieren.

RORSCHACH (1941) vertrat ursprünglich einen Gültigkeitsanspruch des Tests für die Bereiche der Intelligenz, Emotionalität, Erlebniseinstellung, psychopathologischen Sachverhalte und für die Beziehung dieser Faktoren zueinander. Hieran erfolgten Korrekturen.

KLOPFER (1955) bezieht sich anders als RORSCHACH auf die Ich-Psychologie und fragt von hierher nach Aussagen des RT über Ich-Organisation, Reifegrad des Ich, Charakterformation und Ich-Abwehr.

Nebeneinander besteht eine Reihe von theoretischen Konzepten und Forderungen an den RT, ohne daß die Forschung darüber abgeschlossen ist. Einigkeit herrscht insoweit, daß sich Persönlichkeitszüge aus dem RT erschließen lassen, weniger dagegen,

ob sich aus dem Test ein integriertes Muster der Gesamtpersönlichkeit ergibt (RICKERS-OVSIANKINA 1965).

Möglicherweise werden gelegentlich nur momentane Einstellungen erfaßt. Zur Konstruktion, Verwendung und bezüglich testtheoretischer Daten des RT wird auf SPITZNAGEL (a.a.O.) und RICKERS-OVSIANKINA (a.a.O.) u.a. verwiesen.

Vorliegende Untersuchungen zum Suizidproblem mittels des RT

An Rorschach-Untersuchungen von suizidalen Delinquenten fand sich nur die Studie von RABIN (1964) über einen psychisch stark gestörten Mann, der seine Frau und seine drei Hunde tötete und später sich selbst das Leben zu nehmen versuchte. Unter Einbeziehung auch der unbewußten Motive erscheint dieser Fall eher wie ein versuchter erweiterter Suizid und wie eine psychotische Reaktion, zumal keine Verurteilung sondern eine Einweisung in eine psychiatrische Anstalt erfolgte. Als Anzeichen eines drohenden Suizidversuchs stellte RABIN ein gehäuftes Vorkommen kombinierter Farb-Helldunkelschocks im RT fest.

Für nicht-delinquente Personengruppen liegen mehr Rorschach-Untersuchungen vor, die sich mit der Abschätzung oder diagnostischen Beschreibung der Suizidalität befassen.

SCHER (1951), HERTZ (1948, 1949) und MARTIN (1952) machten umfassende Versuche, kombinierte Testmerkmale als Suizidindikatoren festzulegen. HERTZ (1948) faßt die von ihr gefundenen Testmerkmale unter 14 Konfigurationen zusammen, wovon mindestens eine bei Suizidgefährdung vorhanden sein müssen. Der Nachweis gelang nur bei 84 % ihrer untersuchten suizidalen Pbn. Aufgrund einer Nachuntersuchung (1949) reduzierte sie die 14 Konfigurationen auf 10, nämlich (in der Reihenfolge der Wichtigkeit): Starke Angst, depressive Zustände, neurotische Struktur, akuter Konflikt, eine eingebildete Symptomatologie, Einengung, emotionaler Rückzug,

plötzliche emotionale Ausbrüche, Agitationserscheinungen und Resignation.

FISCHER (a.a.O.) konnte mittels der 14 Konfigurationen von HERTZ (1948) suizidale Psychotiker von nicht-suizidalen nicht unterscheiden; SAKHEIM (1955) erreichte damit eine richtige Identifikation von 80 %, ebenso ging DASTON u. SAKHEIM (1960) mit MARTINS (a.a.O.) Suizidanzeichen, die sich in MARTINS Untersuchungen als geeignet erwiesen, männliche Suizidanten und Nicht-Suizidanten zu differenzieren, was aber nicht für weibliche Suizidanten gelang.

Die widersprüchlichen Nachuntersuchungen ließen bei DASTON u. SAKHEIM den Konsens entstehen, daß HERTZ's und MARTINS Suizid-determinanten zwar hilfreich bei der Aufdeckung suizidaler Intentionen seien, aber diejenigen nicht herausdifferenzieren könnten, die sich wirklich das Leben nehmen (PIOTROWSKI 1968).

Mängel der Konfigurationen sind Überschneidungen und ihre ungenügende spezifische Gültigkeit für die Suizidalität.

SAPOLSKI (1963) befaßte sich mit suizidalen Schizophrenen wie auch HOLZBERG, CAHEN u. WILK (1951), die aufgrund einer Einzel-Fallanalyse schließen, daß emotionale Belastung zum Zusammenbrechen der Wahrnehmungsfunktionen führte, stabile mitmenschliche Beziehungen für diesen Pbn unmöglich seien und ein stark forderndes Über-Ich Ängste, depressive Vorstellungen und Schuldgefühle auslöse.

Die Wahl psychotischer Pbn mindert das Interesse an diesen Resultaten für die vorliegende Untersuchung, da ihre Übertragbarkeit erschwert ist.

An Rorschach-Befunden lassen sich noch die folgenden erwähnen: CHIODI, GILLI, u. GIULIANI (1951) fanden einen eingeeigneten Erlebnistyp bei 20 Pbn mit Suizidversuchen, COSTELLO (1958) schließ-

aus einem Vergleich von 30 suizidalen und nicht-suizidalen Patienten auf die Tendenz zur Übernahme passiver Rollen bei den Suizidanten und auf passive oder unkontrollierte emotionale Reaktionen, BROIDA (1954) bezieht sich auf LINDNERS (1946) Inhaltsanalyse des Rorschach und bestätigt dessen Aussage, daß Tafel IV suizidale Tendenzen aufdecken könne, hält angesichts seiner wenig eindeutigen Ergebnisse zumindest fest, daß Suizidanten auf diese Tafel pathologischer antworten.

Planung und Verlauf der eigenen Untersuchung

Es soll in der vorliegenden Untersuchung nicht versucht werden, schon von anderen Autoren eruierte Rorschach-Synndrome einfach nachzuweisen, sondern es geht um die Verifikation der postulierten psychodynamischen Strukturen bei suizidalen Delinquenten.

Zu diesem Zweck sollen kombinierte Werte in ihrer Häufigkeit verglichen werden. Die Wahl der zu vergleichenden Testmerkmale richtet sich nach den Hypothesen.

Es werden damit nicht primär eine differenzierte Gesamtbetrachtung der Protokolle und individualdiagnostische Vergleiche über die ganze Persönlichkeit angestrebt. Das Nebeneinanderstellen von Einzelgutachten tritt zurück hinter Aussagen über bestimmte Merkmalshäufungen, die in gesichertem Zusammenhang mit bestimmten Persönlichkeitsvariablen stehen.

Was Durchführung, Signierung und Auswertung des Tests betrifft, so wurde ein am klinisch-psychologischen Institut der Universität München verwendetes Verfahren (HOUBEN, unveröffentlicht) benutzt, das auf Richtlinien und Ergebnisse von BOHM (1967) und insbesondere von Vertretern der Ich-Psychologie wie KLOPFER (1967 u. 1954), SCHAFER (1954), RICKERS-OVSIANKINA (1965) und RAPAPORT, GILL u. SCHAFER (1968) beruht.

Zu Anfang wurde die Instruktion (s. Anhang) gegeben, dann folgte

die Protokollierung des gesamten verbalen Verhaltens und nach der Beendigung der ersten Testaufnahme folgte ein von KLOPFER (1967) vorgeschlagenes Inquiry.

Gelegentlichen Fragen der Pbn zur Konstruktion des Tests wurde während der Testaufnahmen möglichst lange ausgewichen; in manchen Fällen wurde von der Instruktion noch einmal wiederholt, daß es keine richtigen oder falschen Antworten gäbe, um Angst oder Leistungsdruck zu mindern.

Mit dem RT sollten spezielle Hypothesen s. Kap. 6.4 geprüft werden.

6.2.5 E-N Fragebogen von BRENGELMANN

BRENGELMANN u. BRENGELMANN (1960) übernahmen den hier verwendeten E-N Fragebogen von EYSENCK (1953), nachdem sie seine Reliabilität und Validität zuvor eingehend prüften und ihn entsprechend veränderten, was die Übernahme ins Deutsche erforderlich machte (vergl. dazu BRENGELMANN u. B. 1960 und MITTENECKER 1964).

Es handelt sich bei dem Test um ein mehrdimensionales Verfahren zur Bestimmung der Extraversion und neurotischen Tendenz, die als voneinander unabhängige Eigenschaftsdimensionen angesehen werden und deskriptive Konstrukte sind (HERRMANN 1969). Nach JUNG (1925) handelt es sich um zwei Einstellungstypen, d.h. um angeborene Dispositionen, die zu gegensätzlichen Anpassungsweisen führen.

Für EYSENCK (1964) stellen die Dimensionen Extra- und Introversion und Neurotizismus (Stabilität-Labilität) die vier Gegenpole innerhalb einer faktoriellen und typologischen Persönlichkeitstheorie dar:

<u>labil</u>			
launisch		empfindlich	
ängstlich		unruhig	
rigide		aggressiv	
bedrückt		reizbar	
pessimistisch		wechselhaft	
zurückhaltend		impulsiv	
ungesellig		aktiv	
schweigsam			
<u>introvertiert</u>		<u>extravertiert</u>	
passiv		gesellig	
sorgsam	aus sich	herausgehend	
nachdenklich		gesprächig	
friedlich		teilnehmend	
beherrscht		lässig	
zuverlässig		lebhaft	
ausgeglichen		sorglos	
ruhig	tonangebend		
<u>stabil</u>			

Unter Extraversion faßt EYSENCK grob gesehen Sorglosigkeit, allgemeine Aktivität, Streben nach Einfluß, gute Realitätsbewältigung, ausgeprägtes Selbstwertgefühl und unter Neurotizismus: emotionale Labilität wie Stimmungsschwankungen und ein leicht störbares Selbstgefühl, Depression, Unterlegenheitsgefühl, Introspektion, Hyper sensitivität und Kritiksucht.

Diese Eigenschaften sollen im Fragebogen als Verhaltensaspekte der Persönlichkeit erfaßt werden, können sich aber auch als überdauernde Persönlichkeitszüge manifestieren.

Für Fragebogen überhaupt bestehen allgemeine Probleme (vergl. MITTENECKER 1964). Häufig ergeben sich Schwierigkeiten, ein theoretisches Modell der Struktur und Dimension des zu untersuchenden Bereichs zu finden. Die Transparenz des Verfahrens begünstigt Kritikmöglichkeiten, wobei der semantische Inhalt der Testelemente unbedeutend ist im Vergleich zur Korrelation mit Kriterien, d.h. der Feststellung der empirischen Validität kommt primär Bedeutung zu, weshalb auch mehrdeutige sprachliche Formulierungen vermieden werden müssen. Zur Beantwortung der Fragen bedarf es einer Einflutung in eigene Bedürfnisse und Verhaltensweisen, Verfälschungen sind dabei möglich. Es wurden spezielle Lügenskalen für verschiedene Fragebogen entwickelt, die zur Kontrolle der wahrheitsgemäßen Beantwortung gedacht waren und willkürliche oder unwillkürliche Verfälschungen in der Beantwortung aufdecken sollten. "Eine Lüge in diesem Sinn ist eine Feststellung, die sehr gegen bekannte Gewohnheiten verstößt und außerdem von genereller Natur ist, d.h. nicht signifikant mit bestimmten Persönlichkeitsfaktoren korreliert" (BRENELMANN u. B. 1960).

BRENELMANN u. B. (1960) übernahmen die Lügenskala von Eysenck nicht mit für den E-N Fragebogen, da ihnen eine Analyse deren Unbrauchbarkeit erwies. Die mittlere Antworthäufigkeit lag zu

hoch und verschiedene Fragen korrelierten konstant mit einem der Persönlichkeitsfaktoren, z.B. Extraversion.

BRENGELMANN u. B. untersuchten mit dem E-N Fragebogen eine Stichprobe von u.a. 100 Deutschen, die zu annähernd gleichen Teilen aus Landwirten, Handwerkern, Akademikern und einer Gruppe von Angestellten, Beamten und Kaufleuten aus Niedersachsen bestand.

Ihre Ergebnisse unterscheiden sich frappant von WARNCKEs (1964 in V. SCHLIEFFEN 1969), der angeblich über eine repräsentative Stichprobe verfügte (s. Tab. 8). Es ergaben sich minimale Geschlechtsdifferenzen.

V. SCHLIEFFEN (1969) fand mit dem E-N Fragebogen einen sehr signifikant erhöhten Neurotizismus-Wert für weibliche und männliche Suizidanten, verglichen mit WARNCKEs Werten. Ein Vergleich seiner und WARNCKEs Extraversionswerte zeigte keinen Unterschied, dagegen liegen diese Werte aus V. SCHLIEFFENS Untersuchung von Suizidanten sehr signifikant unter denen normaler Pbn, vergleicht man seine und BRENGELMANNs Ergebnisse. Dies entspräche auch den vorliegenden Hypothesen.

Durchführung des Tests

Den Pbn wurde die schriftliche Instruktion (s. Anhang) mit der Bitte vorgelegt, sie zu lesen. Bestanden danach Fragen, so klärte ich sie sofort, desgleichen, wenn sich Unsicherheit bei der Beantwortung der ersten Items ergab. Danach gab ich keine Hilfe mehr, sondern beschäftigte mich im gleichen Raum anderweitig.

Die Fragebogen sollten Unterschiede bezüglich Extraversion, Introversion und Neurotizismus zwischen den Gruppen aufzeigen.

6.2.6 F(reiburger)-Aggressionsfragebogen (SELG)

Bei diesem von SELG (1968) entwickelten Fragebogen geht es weniger um die Erforschung psychodynamischer Prozesse wie bei projektiven Verfahren als vielmehr um die quantitative Einschätzung der Aggressivität. Bei der Konstruktion des Tests wurde ursprünglich auf Items des Aggressionsfragebogens von BUSS-DURKEE (1957) zurückgegriffen, die aber aufgrund zu geringer Trennschärfe neu konstruiert wurden.

Mit SELGs Aggressionsfragebogen sollen folgende Formen aggressiven Verhaltens erfaßt werden:

- 1) Körperliche Aggression,
reaktiv oder spontan; gegen Menschen, Tiere oder Sachen;
direkt oder indirekt; instrumental, hostile;
verboten oder nicht verboten; allein oder in Gruppen begangen;
 - 2) Verbale Aggressionen,
spontan oder reaktiv;
 - 3) Aggressionsphantasien;
 - 4) Aggressionen begünstigende Gefühle und Gefühlszustände wie Erregbarkeit, Ärger, Wut, Ressentiment, Mißtrauen, Negativismus, Haß;
 - 5) Selbstaggression;
 - 6) Sublimierte Formen der Aggression;
 - 7) Aggressionshemmende Tendenzen, rationale oder emotionale;
- ferner sind dem Test angeschlossen:
eine objektive Skala der Aggressivität, die angeblich undurchschaubar ist und
eine Lügen- oder Offenheitsskala, angelehnt an diejenige aus dem MMQ 1953.

Eine Faktorenanalyse ergab nach letzten Mitteilungen (1969, unveröffentlicht) folgende 5 Faktoren, die auch der Auswertung der vorliegenden Untersuchung zugrundegelegt wurden:

Faktor 1 (19 Items): Items, die vorwiegend spontane Aggressionen thematisieren,

Faktor 2 (13 Items): Reaktive Formen aggressiven Verhaltens

Faktor 3 (13 Items): Affizierbarkeit

Faktor 4 (13 Items): Selbstaggression, depressive Stimmungen, Ressentiments und Mißtrauen

Faktor 5 (10 Items): Aggressionshemmung bzw. allgemeine Gehemtheit

10 Items entfallen unter die Offenheitsskala.

Genauere Angaben über Testkonstruktion, Testdaten, Faktorenladungen usw. liegen bei SELG (1968) vor.

Ergebnisse aus Untersuchungen mit dem F-Aggressionsfragebogen wurden schon in Kap. 3 diskutiert. Es entstand dort die Frage, ob die Offenheitsskala wirklich geeignet ist, Lügentendenzen aufzudecken. BRENGELMANNs (a.a.O.) negativ verlaufene Itemanalyse der MPI-Lügenskala läßt fast vermuten, daß SELGs Offenheitsscores nach der Übernahme ins Deutsche ungenügend überprüft wurden. Möglicherweise lassen sich die bei Straftätern erwiesenen Hemmechanismen doch zu einem Teil auf abhängig-vorsichtiges Verhalten in der Haftsituation zurückführen und auf Verdrängungsmechanismen aufgrund von Schuldgefühlen, die nach der Inhaftierung durch die Strafsituation besonders provoziert werden. Dieses Problem verliert in der vorliegenden Untersuchung an Bedeutung, da zwei Gruppen miteinander verglichen werden, die dem gleichen Haftenfluß unterliegen.

Anwendung:

Der F-Aggressionsfragebogen wurde den Pbn direkt anschließend an den E-N Fragebogen vorgelegt unter Verwendung der gleichen Instruktion.

Anschließend an das Ausfüllen des E-N Fragebogens wurden den Pbn die weiteren Blätter überreicht mit der Anweisung: "Ich gebe Ihnen jetzt noch weitere Fragen zur Beantwortung, für die das gleiche gilt wie für die schon von Ihnen beantworteten. Wenn Sie möchten, können Sie die Anweisung noch einmal durchlesen!"

Im Gegensatz zum E-N Fragebogen traten sehr häufig Verständnisschwierigkeiten auf, die ich zu klären versuchte, und häufig kam es auch zu Kritik an den Formulierungen, besonders von sehr intelligenten oder unterdurchschnittlich begabten Pbn. Nach diesen Erfahrungen spricht nach meiner Meinung viel für eine sprachliche Überprüfung und teilweise Neuformulierung des Fragebogens.

Der F-Aggressionsfragebogen sollte Aufschluß darüber bringen, in welchen Formen der Aggression sich die beiden Untersuchungsgruppen unterscheiden.

6.2.7 Thematischer Apperzeptionstest (TAT) von MURRAY

Theoretische Einführung:

Der TAT ist ein projektives Verfahren, bei dem es darum geht, daß Pbn zu mehrdeutigen Bildern Geschichten erzählen sollen. MURRAYs (1943) Grundannahme besteht darin, daß eine Person bei der Interpretation einer mehrdeutigen Situation dazu tendiert, die eigene Persönlichkeit ebenso wie das zu behandelnde Phänomen auszudrücken. MURRAY (in KORNARDT 1964) sieht den Zweck des Verfahrens in der Erfassung dominanter Triebe, Emotionen, Einstellungen, Komplexe und Konflikte einer Persönlichkeit durch einen geübten Auswerter, besonders aber auch in der Enthüllung gehemmter Tendenzen, die der Pb nicht mitteilen will oder kann.

Handlungen hängen für MURRAY vor allem von Bedürfnissen, Umweltbedingungen und Anforderungen ab, die auf die Entwicklung der Bedürfnisse einwirken.

Verhalten und Probleme eines Individuums könnten vor allem aus seinen unbewußten Wünschen, Ängsten und Konflikten verstanden werden, die gerade z.B. im TAT festgestellt werden sollen.

Von HECKHAUSEN, SHAPIRO, ARON, HOLT u.a. (vergl. KORNARDT 1964 und SHNEIDMAN 1951) wurden neue theoretische Konzepte entwickelt und dem TAT zugrunde gelegt, entsprechend variieren die Auswertungsverfahren. Man könnte 5 Analysetypen für TAT-Geschichten aufstellen: den normativen, den am Helden orientierten, den klinisch-psychoanalytisch intuitiven, den interpersonellen und den formalen Ansatz, wobei eine Kombination dieser Typen Vorteile bringt.

Was die am Helden orientierte Auswertungsmethode betrifft, so fanden SHNEIDMAN u. FARBEROW (1958) bei einem Vergleich der Eigenschaften von TAT-Helden keine Unterschiede zwischen suizi-

dalen und nicht-suizidalen Pbn. Es bestehen viele Unklarheiten über die Projektion von eigenen Motiven in die Bilder. Weitgehend gesichert gilt die lineare Beziehung von Bildanreiz bezüglich Motivstärke und dem TAT-Ausdruck unter normalen Bedingungen.

Untersuchungen von LEIMAN u. EPSTEIN (1961), ATKINSON, CLARK u. SANSIBAR (in MURSTEIN 1963) erwiesen die Bedeutung intervenierender Variablen wie Hemmung oder Schuldgefühl für den offenen Ausdruck sexueller Antworten, d.h. Reaktionen auf die Tafeln waren bei hohem Schuldgefühl nicht stimulusadäquat. Ähnliches gilt für die Aggressivität. Man kann die Geschichten mit aggressiver Thematik nur bedingt addieren, um ein Korrelat für offene Aggression zu bekommen. Es ist vielmehr auch wichtig, ob die Aggressionen in den Geschichten unbestraft bleiben (STONE 1956). Oder LESSER (1957) erhielt eine lineare Beziehung zwischen TAT-Aggressionen und offenem Verhalten, wenn die Mütter der Pbn weitgehend tolerant gegen Aggression gewesen waren.

Es wird wichtig sein, neben den TAT-Inhalten auch andere Aspekte zu beachten, wie formale oder das Verhalten des Pbn während der Untersuchung.

Für weitere Hinweise zur Konstruktion, Auswertung und über kritische Beiträge wird auf KORNARDT (a.a.O.), MURSTEIN (1963) und SHNEIDMAN (1951) verwiesen.

Es gibt bisher wenig TAT-Untersuchungen von Suizidanten. HOLZBERG, CAHEN u. WILK (1951) berichten von einer Einzelfallstudie eines depressiven suizidalen Patienten, der, was Verhalten und die Werte eines objektiven Tests betraf, kaum pathologische Merkmale aufwies. Im TAT dagegen zeigten sich starke Aggressionen gegen den introjierten Vater und der Wunsch, ihn, bzw. das repressive Über-Ich, zu töten. Daneben löste Homosexualität heftige Angst in ihm aus.

BROIDA (1954) prüfte die Relevanz der Tafel 3 für suizidales Geschehen, konnte aber bei einem Themenvergleich zu dieser Tafel keinen Unterschied feststellen zwischen einer suizidalen und nicht-suizidalen Gruppe. Suizidanten brachten die von LINDNER (a.a.O.) klassifizierten Themen nicht häufiger, sondern schienen nach BROIDA andere und pathologischere Antworten als Nicht-Suizidanten zu geben.

Anwendung:

Ein Mangel des TAT besteht auch für diese Untersuchung im Fehlen einheitlicher Richtlinien zur Auswertung. In diesem Fall wurde die am klinisch-psychologischen Institut der Universität München gelehrt Auswertungsmethode von HOLT (1952) ausgewählt (unveröffentlicht).

Nach HOLT ist das Erzählen im TAT ein realitätsorientierter kognitiver Prozeß, in dem die Kontrollfunktionen des Ich zu Verdrängungen, Bearbeitungen usw. führen. Diesen kognitiven Prozeß sieht HOLT auf einem Kontinuum lokalisiert, als dessen Endpunkte die Konstrukte Primär- und Sekundärprozeß angenommen werden (vergl. HARTMANN 1972). Der Primärprozeß zeigt sich in Antworten des Pbn in Form von triebhaften (wenig neutralisierten) Inhalten, in der Organisation des Denkens, der affektiven Beteiligung und wird als intervenierende Variable verstanden. Das Formniveau einer Geschichte kann dann als Indikator für den Sekundärprozeß und für die intellektuelle Kapazität und Effektivität verstanden werden. Es mußte sich eine Übereinstimmung mit dem IQ ergeben, andernfalls kann eine Störung durch Abwehr, Angst, usw. vermutet werden, die sich auf das Niveau der Art, eine Geschichte zu erzählen, auswirkt.

Die TAT-Auswertung nach HOLT ist eine klinisch-intuitive Methode ohne festes Signierungssystem. Theoretisch liegen die psycho-

analytische Theorie und die "need-press" Theorie von MURRAY zugrunde.

Für HOLT gibt es drei Auswertungskategorien:

1) formal, 2) inhaltlich, 3) Spekulationen über die symbolische und dynamische Bedeutung der Geschichten. Die Auswertung erfolgte dann folgendermaßen (kurzgefaßt):

Nach dem Lesen des Gesamttextes stellt sich 1) die Frage nach wiederkehrenden Stilbesonderheiten, Themen, Verläufen, Ausgängen, emotionalem Ton und Stimmungsgehalt, Formniveau und danach, ob der Pb die Geschichte oder Wahrnehmung der Tafel mit Affekten begleitet. 2) Wichtig ist danach, bei welcher Tafel die Geschichte vom allgemeinen Tenor (falls vorhanden) abweicht und ob von HOLT genannte Determinanten zu eruieren sind. 3) Es muß beachtet werden, in welchem Ausmaß primärprozeßhaftes Geschehen auftritt oder ob eher Abwehrtendenzen vorherrschen. 4) Ferner ist der eventuelle Einfluß durch die Interaktion und jeweilige Kommunikation zwischen Pb und Untersucher von Bedeutung. Im Anschluß erfolgt die detaillierte Einzelanalyse einer für den Pbn charakteristischen und einer abweichenden Geschichte, wobei ein Ausgehen vom Stimuluswert der Tafel (REVERS 1955) günstig ist.

Auf der Basis dieser Auswertung können bestimmte für die Hypothesen relevante Fragestellungen festgelegt werden.

Aus Zeitgründen konnten nicht alle 20 Tafeln verwendet werden. Es wurden daher 12 Tafeln ausgewählt, die für die Suizidthematik relevant und aussagekräftig erschienen, nämlich Tafel 1, 3, 5, 6, 8, 10, 12 BG, 13 MF, 14, 15, 17 GF, 18 GF. Ein möglicher Positionseffekt mußte dabei in Kauf genommen werden.

Als Instruktion wurde die bei REVERS (a.a.O.) vorgeschlagene verwendet (s. Anhang) und eventuell bei der ersten und zweiten Tafel auszugsweise wiederholt, wenn die Pbn nur spärliche Antworten oder allein eine Beschreibung des Bildes gaben. Bei den

nachfolgenden Tafeln wurde in solchen Fällen gelegentlich nachgefragt.

Der TAT diene der Nachprüfung spezieller Hypothesen s. Kap. 6.4

6.2.8 Verhaltensbeobachtung

Während der Testuntersuchung und im Anschluß daran wurde eine Verhaltensbeobachtung des jeweiligen Pbn erstellt. Sie folgte keiner speziellen Methodik und sollte die grobe Einschätzung folgender Erscheinungs- und Verhaltensaspekte ermöglichen:

Äußere Erscheinung (Größe, Dicke, Gepflegtheit);

Mimik (Ausdrucksgrad, Ausdrucksfülle);

Gestik (Grad der Lebhaftigkeit, weiche oder eckige Bewegungen);

Stimme (Tonhöhe, Lautstärke, Klangfülle, Tempo);

Spontanität — Kontrolliertheit und Mißtrauen;

Aktivität — Passivität;

Aggressivität — Unterordnung und Ängstlichkeit;

Affektivität (Art und Ausprägung) und gefühlsmäßige Ansprechbarkeit;

Sicherheit, Ausgeglichenheit — Gespanntheit, Drang nach Bestätigung;

Erregbarkeit — Beherrschung

Die Verhaltensbeobachtung sollte der Ergänzung des Gesamtbefundes mit beobachtbaren Verhaltensaspekten dienen und nachprüfen, ob beim Vergleich von beobachtbarem Verhalten und diagnostischem Befund eine Übereinstimmung bezüglich Echtheit bzw. Unechtheit in der Selbstdarstellung vorlag.

6.3 Durchführung der Untersuchung

Insgesamt wurden 32 delinquente Frauen der JVA Aichach und 8 der JVA Willich untersucht. Zum Teil konnten Anstaltsbeamtinnen Auskunft darüber geben, welche Delinquentinnen innerhalb der letzten zwei Jahre einen Suizidversuch unternommen hatten, ansonsten verhalf die Aktendurchsicht, speziell meist der Arztbogen, zur Kenntnisnahme darüber.

Von diesen suizidalen Frauen wurden vorerst die Daten gesammelt, die bei beiden Pbn-Gruppen vergleichbar sein sollten, danach erfolgte die Auswahl der Kontrollpersonen bzw. Kontrollgruppe.

In beiden JVAs wollten die Psychologin bzw. die Anstaltsleiterin die betreffenden Frauen über die Untersuchung informieren und ihr Einverständnis einholen. Als Ziel wurde die Erforschung der Haftsituation in der Wirkung auf das Verhalten und die Persönlichkeit der Inhaftierten angegeben. Es sollte bewußt über das Interesse an der Suizidalität nicht informiert werden, um die Aufmerksamkeit der Delinquentinnen nicht zu stark darauf zu lenken. Es hätte sonst Gefahr bestanden, daß bei den suizidalen Frauen depressive Verstimmungen neu aufgelebt wären, ohne daß daraufhin Aussprache- oder Beratungsmöglichkeiten im nötigen Ausmaß möglich gewesen wären. Andererseits sind Inhaftierte häufig anfällig für einen suggestiven Einfluß in bezug auf Suizid, besonders dann, wenn sie dadurch mehr Aufmerksamkeit bekommen, was mit der Untersuchung ja der Fall war und von den Frauen auch so empfunden wurde.

Die Befragung durch die Psychologin bzw. die Anstaltsleiterin ist unterschiedlich zu bewerten. Bei manchen Frauen wurde die Motivation zur Beteiligung an der Untersuchung positiv beeinflusst, wenn sie den genannten Beamtinnen aus Sympathie einen

Gefallen tun wollten und Vertrauen zu ihnen hatten.

Andererseits erschwerte die in Aichach wesentlich stärker ausgeprägte Autoritätsstruktur eine offene Ablehnung der Teilnahme. Im Bestreben, sich keinesfalls durch Ungefügigsein Sympathien bei den Beamtinnen zu verschmerzen, unterzogen sich einige Inhaftierte der Untersuchung mit passivem Widerstand. Diese Frauen konnten erst langsam, wenn überhaupt, zur offeneren Mitarbeit gewonnen werden.

Von Einfluß war auch mehr oder weniger stark vorhandenes Mißtrauen, das überhaupt bei Strafgegangenen sehr ausgeprägt ist. In der JVA Aichach war es stärker spürbar, eventuell bedingt durch die größere und damit unüberschaubarere Anstalt und die autoritärere Atmosphäre, die damit eher Angst und Abhängigkeit bedingte. Dieses Mißtrauen versuchte ich durch ausführlichere Informationen, eine längere Kontaktaufnahme zu Anfang und durch Betonung der Anonymität der Angaben anzugehen. Bei vielen Beteiligten ließ es sich dennoch nicht ganz beseitigen, was in seinem Einfluß auf die Ergebnisse noch zu diskutieren sein wird.

Das Mißtrauen war aber neben räumlichen Schwierigkeiten auch ein Grund dafür, daß zur Aufzeichnung der Anamnese kein Tonband verwendet wurde. Mehrere Gefangene äußerten während des Gesprächs Bitten, daß ich bestimmte Aussagen nicht mitschreiben solle. Die Anamnese wurde daher schriftlich festgehalten unter Verzicht auf eine wortgetreue Aufzeichnung. Beim Mitschreiben war es aber möglich, Mitteilungen erst verzögert zu notieren oder Verhaltensbeobachtungen einzufügen, wenn die Befragte Äußerungen nur widerstrebend machte.

Die Untersuchung verlief dann in der schon angegebenen Testreihenfolge in einem separaten Raum.

Ein Vorgespräch diente der Kontaktaufnahme, daraufhin erfolgte

die Erhebung des HAWIE. Da ich in diesem Test schon genügend Routine besaß, konnte ich meist abschätzen, ob der IQ der Kontrollperson in die gleiche Intelligenzstufe wie bei der suizidalen Gefangenen fiel. Genau stellte ich dies nach der Durchführung des Rorschach-Tests fest, während die Pbn die Fragebogen beantworteten. Zur gleichen Zeit begann ich mit der Aufzeichnung der Verhaltensbeobachtung, die ich direkt im Anschluß an die Untersuchung beendete.

Die Gesamtuntersuchung nahm etwa eine Zeit von drei bis fünf Stunden in Anspruch und wurde im allgemeinen ohne längere Unterbrechung während der Arbeitszeit durchgeführt, ohne daß dies zu Verdiensteinbußen für die untersuchten Frauen führte. Gelegentlich zwangen Müdigkeit, Essenszeiten oder Arbeitsanforderungen dazu, die Untersuchung zu einer anderen Zeit weiterzuführen. Wenn die Untersuchten Interesse an den Ergebnissen zeigten, führte ich im Anschluß an die Untersuchung aller Pbn ein oder mehrere Beratungsgespräche mit ihnen.

6.4 Spezielle Hypothesen

1) Zum HAWIE:

- H₁ (HA): Suizidale Delinquentinnen weisen signifikant größere Differenzen innerhalb der Untertests auf als nicht-suizidale
- H₂ (HA): Suizidale Delinquentinnen haben im HAWIE signifikant größere Differenzen zwischen dem Verbal-IQ und Handlungs-IQ als nicht-suizidale
- H₃ (HA): Suizidale und nicht-suizidale Delinquentinnen unterscheiden sich signifikant in einer unterschiedlichen Leistungshöhe in den beiden Testhälften

2) Zum F-Aggressionsfragebogen:

- H₁ (F): Suizidale Delinquentinnen unterscheiden sich von nicht-suizidalen durch einen signifikant höheren Wert in Faktor 3,
- H₂ (F): in Faktor 4,
- H₃ (F): in Faktor 5,
- H₄ (F): Suizidale Delinquentinnen unterscheiden sich von nicht-suizidalen durch einen signifikant niedrigeren Wert in Faktor 1,
- H₅ (F): in Faktor 2

3) Zum E-N Fragebogen:

- H₁ (E-N): Suizidale Delinquentinnen haben einen signifikant höheren Neurotizismus-Wert als nicht-suizidale

H₂ (E-N): Suizidale Delinquentinnen haben einen signifikant niedrigeren Extraversions-Wert als nicht-suizidale.

4) Zum Rorschach-Test

Bei suizidalen Delinquentinnen finden sich folgende Merkmale im Rorschach-Test signifikant häufiger als bei nicht-suizidalen:

H₁ (RT): Abrupte Gefühlsschwankungen

H₂ (RT): Ambivalenz

H₃ (RT): Depressive Züge

H₄ (RT): Ein strenges, aber lückenhaft ausgebildetes Über-Ich

H₅ (RT): Eine zwanghafte, aber instabile Anpassung

H₆ (RT): Geringe Ich-Identität

H₇ (RT): Starke Angst bei Versagen der Abwehr

5) Zum Thematischen Apperzeptionstest

Bei suizidalen Delinquentinnen finden sich folgende Merkmale im TAT signifikant häufiger als bei nicht-suizidalen:

H₁ (T): Abrupte Gefühlsschwankungen

H₂ (T): Ambivalenz

H₃ (T): Ein strenges, aber lückenhaft ausgebildetes Über-Ich

H₄ (T): Sowohl Suizidphantasien als auch Todeswünsche gegen andere

H₅ (T): Eine zwanghafte, aber instabile Anpassung

H₆ (T): Depressive Züge

H₇ (T): Starke Angst bei Versagen der Abwehr

H₈ (T): Geringe Ich-Identität

Erläuterungen zu den Hypothesen

1) Zum HAWIE

Zur Prüfung der Hypothesen wurden folgende Rohdaten gewonnen:

für H_1 (HA): Die größte Differenz zwischen größtem und kleinstem Untertestwert, getrennt innerhalb des Verbal- und Handlungsteils pro Pb,

für H_2 (HA): Die Differenz der Wertpunkte vom Verbal- und Handlungsteil pro Pb.

für H_3 (HA): Die Wertpunkte jeweils vom Verbal- und Handlungsteil pro Pb.

2) Zum Rorschach-Test, TAT und den allgemeinen Hypothesen

Zur Beurteilung der in den allgemeinen Hypothesen genannten Merkmale sollte jeweils ein klinisches Gesamturteil gebildet werden unter Einbeziehung aller gegebenen Informationen und Testergebnisse der jeweiligen Pbn.

Auf der Grundlage der unter 6.2 "Verfahren" genannten Auswertungsmethoden wurden für den Rorschach-Test und den TAT Merkmalsyndrome gewonnen. Einzelmerkmale wurden für diese beiden Testverfahren nicht verrechnet, da ihre isolierte Betrachtung der allgemeinen Fragestellung nicht gerecht werden konnte.

Für diese Syndrome gelten bestimmte Kriterien, die jedoch nicht immer alle erfüllt sein müssen. Letztlich mußte ich je nach Anzahl und Ausprägungsstärke der Kriterien selbst bestimmen, ob das Syndrom vorliegt oder nicht. Dabei kamen mir außer meiner Ausbildung in diesen Testverfahren meine beruflichen Erfahrungen aus meiner Tätigkeit in einer Erziehungs- und Eheberatungsstelle zunutze.

Kriterien der Merkmalsyndrome:

Abrupte Gefühlsschwankungen

im RT: Farbrechtstyp, reine Farb- oder Helldunkelantworten, schlechte Farbantworten, erniedrigt B+, viele Antworten in kurzer Zeit, erniedrigtes F%;

im TAT: heftige wechselnde Affekte und Gefühle im direkten Ausdruck oder in Projektionen, schlecht kontrolliert im Wechsel mit ausreichend kontrollierten Antworten, ein schwankendes Formniveau.

Ambivalenz

im RT: Oder-Antworten, Indifferenz bei der Geschlechterbezeichnung, Fragen, Unentschiedenheit

im TAT: Unentschiedenheit oder Zweideutigkeit bezüglich Motive, Geschehen, Gefühle, Ausgänge usw.

Depressive Züge

im RT: vorwiegend (passive) B₃, 4, 5, erhöht BT, Dyn, Hd, HdF+, Hd sind größer als Fhd, erhöhte T und V bei erniedrigten O, Md und Td, Ausdruck des Unvermögens, Subjektkritik, Deskriptionen, inhaltlich orale Antworten.

im TAT: Inhalte und Ausdruck von Passivität, Abhängigkeit, geringe Selbstbehauptung, Wunsch nach Geborgenheit und Themen von Verlust oder Niederlagen, orale Themen, Ausdruck des Unvermögens.

Ein strenges, aber lückenhaft ausgebildetes Über-Ich

im RT: Schwäche und Stärke (s. SCHAFER a.a.O.) im Wechsel - Inhalte des Unvermögens, von Furchtsamkeit und von Unterstützungswünschen contra Inhalte von Macht, Potenz, Weisheit und antipho-

scher Haltung; Depression, Versager neben manischen Inhalten und Kategorien, Verkleinerung von Aggression, gutem Formniveau bei angsterregenden Inhalten, dyn, BT, orale Aggressionen.

im TAT: Wechsel von Schuldgefühlen, Unzulänglichkeitsgefühlen, Versagern, Furchtsamkeit, Bestrafungsthemen, Abwehr von Aggression mit Themen von Macht, Führung, Potenz, antiphobischer Haltung, von betontem Umgehen mit Tabuierung und Aggression.

Zwanghafte, aber instabile Anpassung

im RT: viel starre Abwehr mit Durchbrüchen, wenig Spontanität, erhöht: $G_{\pm}$, $F_{\pm}$, V, RI, G, Ddgenau, T, $F_{\%}$; Persiverationen, Stereotype, FN um 0,5 und absinkend auf -0,5 oder -1,5, daneben schlecht kontrollierte Affekte und Antworten bei geringem Stimulansanreiz, einige Hd- oder Fb-, Konfabulationen.

im TAT: Stereotype, banale Geschichten, wechselnd mit schlechtem FN, Affekten, Ängsten, schlecht kontrollierten Bedürfnissen; Fehlen von Konflikten, wo sie durch den Stimulus nahegelegt werden.

Starke Angst bei Versagen der Abwehr

im RT: Fb-, Hd-, G-, FN-, Angstinhalte, Versager, Affekte, umgekehrte Sukzession, erhöht Hd, abnorme Initialreaktion zu Farben, Symmetriebetonung, Verlagerung der Reaktionszeit, Verminderung der Antwortenzahl

im TAT: Angstaffekte, Blockierung bei leichten Tafeln, inadäquate Affekte, Angstinhalte: angsterregende Vorgänge oder Personen bei gleichzeitig schlechter Kontrolle.

Todeswünsche und Suizidphantasien oder Suizidgedanken

im TAT: inhaltlich, offen oder abgewehrt (verleugnet, verneint, Projektionen usw.)

Geringe Ich-Identität

im RT: oberflächliche emotionale Beziehungen: B-, willkürliche Farben, erhöht BT, Furcht oder ablehnende Haltung gegen die weibliche Identität (s. SCHAFFER a.a.O.): maskuline Betonung, feindselige, furchtsame Auffassung der männlichen Rolle, Abwehr von Eindringen, umgekehrte, kombinierte, verschwommene oder willkürliche Zuordnung von sexuellen Charakteristika, Abwertung von Männern und mütterlichen Frauen, Betonung auf Kastration, sinnliche Aufmerksamkeit gegenüber körperlichen weiblichen Details, allgemeine Erhöhung von sexuellen, analen und oralen Deutungen; Ambivalenz, Unechtheit im Testverhalten.

im TAT: häufige vom Stimuluswert abweichende Geschlechtsidentifizierungen, Ambivalenz, erhöhte Anerkennungssuche, Unechtheit, negative Identität (s. SCHAFFER): Schwäche, Unzulänglichkeit, Kastrationsängste, Inhalte von Unterjochung, Deprivation, passivem Erleiden, Abwertung von Männern und Müttern, Probleme der Ablösung und Durchsetzung, nicht erreichte Idealvorstellungen.

6.5 Signifikanzprüfung

Zur Prüfung der allgemeinen Hypothesen 1 bis 9, der speziellen Hypothesen H_1 (RT) - H_7 (RT) und H_1 (T) - H_9 (T) soll der Chi-Quadrat-Test verwendet werden.

Die speziellen Hypothesen H_1 (HA) - H_3 (HA), H_1 (E-N), H_2 (E-N), H_1 (F) - H_5 (F) sollen durch t-Tests auf Signifikanz geprüft werden.

Beide Verfahren sind bei FRÖHLICH (1965) angegeben.

Die Prüfung sämtlicher Nullhypothesen soll auf dem 5 %-Niveau erfolgen.

7 ERGEBNISSE

Spezielle Hypothesen:

1) Die Hypothesen zum HAWIE wurden mit t-Tests geprüft. Es ergaben sich keinerlei Signifikanzen, so daß H_1 (HA), H_2 (HA) und H_3 (HA) verworfen werden mußten. Die größte, aber nicht signifikante Differenz zwischen beiden Gruppen ergab sich für H_2 (HA), d.h. suizidale Delinquentinnen neigen zu größeren Differenzen zwischen Verbal- und Handlungs-IQ. Allerdings war der Handlungs-IQ nicht nur bei den Suizidanten, sondern bei den meisten Pbn beider Gruppen gegenüber dem Verbal-IQ erhöht, was noch zu diskutieren sein wird.

Zu den Auswahlbedingungen der Pbn gehörte, daß die Höhe des Gesamt-IQ in beiden Gruppen gleich verteilt ist. Dies wurde mit einem t-Test überprüft und durch den äußerst niedrigen Wert von 0,08 auch bestätigt.

2) Beim F-Aggressionsfragebogen ergaben sich keine signifikanten Unterschiede zwischen beiden Gruppen außer für Faktor 4: H_2 (F) konnte also bestätigt werden und zwar auf dem 1%-Niveau, d.h. suizidale Delinquentinnen unterscheiden sich von nicht-suizidalen sehr signifikant im Faktor 4, der Selbstaggressionen, depressive Stimmungen, Ressentiments und Mißtrauen beinhaltet.

Die anderen Hypothesen, H_1 , 3, 5, 6 (F) wurden verworfen, da bezüglich spontaner und reaktiver Aggression, Affizierbarkeit und Gehemmtheiten kein signifikanter Unterschied zwischen beiden Gruppen nachgewiesen werden konnte.

Am ehesten unterscheiden sich diesbezüglich suizidale Delinquentinnen von nicht-suizidalen durch weniger spontane Aggressionen und eine größere Aggressionshemmung, allerdings nicht signifikant.

Bei der Auswertung blieben die Antworten von 9 Pbn unberücksichtigt, da sie in der Offenheitsskala den kritischen Wert von 4 unterschritten.

3) Die Prüfung der mit dem E-N Fragebogen verbundenen Hypothesen ergab eine Signifikanz auf dem 5%-Niveau für H_1 (E-N): Suizidale Delinquentinnen hatten einen signifikant höheren Neurotizismus-Wert als nicht-suizidale. H_2 (E-N) dagegen mußte verworfen werden, d.h. suizidale Delinquentinnen erwiesen sich nicht als weniger extravertiert als nicht-suizidale.

Es wurde schon erwähnt, daß BRENGELMANN Lügenfragen für ungeeignet hielt und sie deshalb wegließ. Zum Vergleich wurden in diesem Fall die Werte noch einmal durch t-Tests geprüft, nachdem die Werte der 9 Pbn weggelassen waren, die im F-Aggressionsfragebogen einen zu niedrigen Offenheitsscore hatten.

Daraufhin ergab sich für die Dimension der Extraversion ein nur geringfügig erhöhter Wert, für Neurotizismus jedoch eine Signifikanz auf dem 2%-Niveau statt 5%-Niveau.

4) Für den Rorschach-Test ergaben sich zwei Signifikanzen, so daß H_5 (RT) auf dem 5%-Niveau, H_6 (RT) auf dem 2%-Niveau bestätigt werden konnten:

Suizidale Delinquentinnen unterscheiden sich also von nicht-suizidalen durch eine signifikant häufigere geringe Ich-Identität und zwanghafte aber instabile Anpassung. Die anderen Hypothesen zum RT wurden verworfen, da keine Signifikanz erreicht wurde.

5) Alle Hypothesen zum TAT mußten verworfen werden, da sich in der Merkmalshäufigkeit zwischen beiden Gruppen keine signifikanten Unterschiede ergaben. Der Prüfwert für das Merkmal der depressiven Züge kam der 5%-Grenze am nächsten und war signifikant auf dem 10%-Niveau, was im Gegensatz zu dem sehr niedrigen Prüfwert im RT steht.

Allgemeine Hypothesen:

H₁ konnte bestätigt werden, d.h. zwischen suizidalen und nicht suizidalen Delinquentinnen bestehen signifikante Unterschiede.

Die anderen allgemeinen Hypothesen wurden dann bestätigt, wenn sich in der Gesamtbeurteilung ein signifikanter Unterschied ergab und für mindestens zwei andere Verfahren Tendenzen, wenn nicht gar Signifikanzen deutlich waren.

Einem Pbn wurde ein bestimmtes Merkmal innerhalb der Gesamtbeurteilung dann zugeordnet, wenn es durch das gesamtklinische Bild gerechtfertigt schien, zumindest durch die anamnestischen Daten und durch das gleiche in mindestens einem Verfahren gefundene Merkmal.

H₅, H₆, und H₈ wurden bestätigt, d.h. suizidale Delinquentinnen unterscheiden sich von nicht-suizidalen durch eine signifikant häufigere zwanghafte, aber instabile Anpassung, signifikant häufigere depressive Züge und das signifikant häufigere Vorkommen sowohl von Suizidphantasien bzw. -gedanken als auch von Todeswünschen gegenüber anderen Personen.

Die restlichen allgemeinen Hypothesen wurden verworfen.

TABELLE 1

Zum HAWIE

Differenzen im Verbalteil:

Gruppe	N	M	S ²	S	t	Signif. prüfung
Suizidanten	20	4,75	3,087	1,757	0,868	p-n.s.
Nicht-Suizid.	19	4,263	2,720	1,649		

Differenzen im Handlungsteil:

Suizidanten	20	5,05	7,147	2,673	0,326	p-n.s.
Nicht-Suizid.	19	4,789	4,587	2,141		

Differenzen zwischen Verbal- und Handlungsteil:

Suizidanten	20	8,70	31,51	5,613	1,441	p-n.s.
Nicht-Suizid.	19	6,105	28,305	5,320		

Vergleich der Verbal-IQs:

Suizidanten	20	89,95	139,84	11,826	0,129	p-n.s.
Nicht-Suizid.	19	89,44	131,69	11,476		

Vergleich der Handlungs-IQs:

Suizidanten	20	94,85	114,92	10,720	0,381	p-n.s.
Nicht-Suizid.	19	93,57	90,03	9,488		

Vergleich der Gesamt-IQs:

Suizidanten	20	91,85	122,12	11,051	0,0891	p-n.s.
Nicht-Suizid.	19	91,526	121,30	11,014		

TABELLE 2

Zum Aggressionsfragebogen

Gruppe	N	M	S ²	S	t	Signif. prüfung
<u>Faktor 1</u>						
Suizid.	15	3,533	8,649	2,940	1,455	p-n.s.
Nicht-Suizid.	16	5,187	10,027	3,166		
<u>Faktor 2</u>						
Suizid.	15	4,333	7,822	2,797	0,181	p-n.s.
Nicht-Suizid.	16	4,5	4,5	2,121		
<u>Faktor 3</u>						
Suizid.	15	5,6	8,907	2,984	0,732	p-n.s.
Nicht-Suizid.	16	6,437	9,996	3,162		
<u>Faktor 4</u>						
Suizid.	15	10,06	1,707	1,306	3,327	p < 1%
Nicht-Suizid.	16	8,187	5,777	2,404		
<u>Faktor 5</u>						
Suizid.	15	8,066	2,728	1,651	1,136	p-n.s.
Nicht-Suizid.	16	7,250	4,687	2,165		

TABELLE 4

Vergleich der Rorschach-Kategorien

Gruppe	N	f	χ^2	Signif. prüfung	Hypoth.	Merkmal
Suizid.	20	4	0	p-n.s.	1	Gefühls- schwankungen
Nicht- Suizid.	20	4				
Suizid.	20	4	0,914	p-n.s.	2	Ambivalenz
Nicht- Suizid.	20	1				
Suizid.	20	2	0	p-n.s.	3	Depressive Züge
Nicht- Suizid.	20	2				
Suizid.	20	9	1,79	p-n.s.	4	Über-Ich
Nicht- suizid.	20	4				
Suizid.	20	7	3,915	p < 5 %	5	Anpassung
Nicht- Suizid.	20	1				
Suizid.	20	10	5,84	p < 2 %	6	Ich-Identität
Nicht- Suizid.	20	2				
Suizid.	20	5	1,77	p-n.s.	7	Angst
Nicht- Suizid.	20	1				

TABELLE 5

Vergleich der TAT-Kategorien

Gruppe	N	f	χ^2	Signif. prüfung	Hypoth.	Merkmal
Suizid.	20	1	0,914	p-n.s.	1	Gefühls- schwankungen
Nicht- Suizid.	20	4				
Suizid.	20	10	0,941	p-n.s.	2	Ambivalenz
Nicht- Suizid.	20	6				
Suizid.	20	7	2,29	p-n.s.	3	Über-Ich
Nicht- Suizid.	20	2				
Suizid.	20	14	2,53	p-n.s.	4	Suizidphanta- sien und To- deswünsche
Nicht- Suizid.	20	8				
Suizid.	20	6	2,78	p-n.s.	5	Anpassung
Nicht- Suizid.	20	1				
Suizid.	20	8	3,33	p-n.s.	6	Depressive Züge
Nicht- Suizid.	20	2				
Suizid.	20	4	0,196	p-n.s.	7	Angst
Nicht- Suizid.	20	2				
Suizid.	20	12	0	p-n.s.	8	Ich-Identität
Nicht- Suizid.	20	11				

TABELLE 6

Gesamtvergleich

Gruppe	N	f	χ^2	Signif. prüfung	Hypoth.	Merkmal
Suizid.	20	8	3,33	p-n.s.	2	Ambivalenz
Nicht-Suizid.	20	2				
Suizid.	20	9	2,99	p-n.s.	3	Gefühls- schwankungen
Nicht-Suizid.	20	3				
Suizid.	20	9	2,99	p-n.s.	4	Über-Ich
Nicht-Suizid.	20	3				
Suizid.	20	7	3,915	p < 5 %	5	Anpassung
Nicht-Suizid.	20	1				
Suizid.	20	8	5,16	p < 5 %	6	Depressive Züge
Nicht-Suizid.	20	1				
Suizid.	20	4	0,914	p-n.s.	7	Angst
Nicht-Suizid.	20	1				
Suizid.	20	12	8,901	p < 1 %	8	Suizidgedanken und Todes- wünsche
Nicht-Suizid.	20	2				
Suizid.	20	18	3,33	p-n.s.	9	Ich-Identität
Nicht-Suizid.	20	12				

8 DISKUSSION

Von den allgemeinen Hypothesen konnte zunächst die Grundannahme bestätigt werden, daß zwischen suizidalen und nicht-suizidalen Delinquentinnen relativ überdauernde Persönlichkeitsunterschiede bestehen, die nicht nur situativ bedingt sind.

Worin wurden sie nun deutlich?

8.1 Diskussion der Einzelergebnisse

Ebenso wie in der Gesamtbeurteilung ergab sich im Rorschach-Test eine Signifikanz für das Merkmal der zwanghaften, aber instabilen Anpassung.

Im Widerspruch zu den anderen Verfahren steht aber der signifikante Unterschied zwischen beiden Gruppen bezüglich geringer Ich-Identität, während dieses Merkmal sowohl im TAT wie in der Gesamtbeurteilung bei beiden Gruppen sehr häufig vorkommt. Vielleicht wurden im RT spezifische Bereiche mangelnder Ich-Identität besonders gut erfaßt, z.B. geringe Geschlechtsidentität oder eine Labilität der Ich-Grenzen bei schwankenden Kontrollmechanismen, die die Trennung von Selbst und Objekt erschwert und Abwehrprozesse wie Projektion und Identifikation begünstigt.

Dagegen läßt sich vermuten, daß die Diskrepanz zwischen Real- und Ideal-Selbst genauso für nicht-suizidale Delinquentinnen zutrifft, die ja ebenso häufig zu einer auch nach ihrer eigenen Sicht verfehlten Lebensgestaltung kommen. Es ist möglich, daß im RT differenziertere intrapsychische Geschehen und Kontrollmechanismen erfaßt werden als bei den anderen Verfahren.

Ähnlich schwierig läßt es sich erklären, warum im RT nicht einmal

eine Tendenz zu depressiven Zügen deutlich wurde. Vielleicht liegt die Erklärung darin, daß die oberflächlich mitarbeitswilligen, hinter dieser Fassade aber sehr mißtrauischen Pbn sich nur widerstrebend und mit Vorbehalt auf einen Test einließen, der so schwer durchschaubar war. Wenn sie aufgrund der versteckten Forderungen und der Unstrukturiertheit des RT keine Möglichkeiten hatten, sich ihres vorsichtig-angepaßten Verhaltens sicher zu sein, blockierten sie vielleicht, was sich in den sehr knappen Protokollen zeigte. Dies würde nur begünstigen, daß das Merkmal der zwanghaften instabilen Anpassung besonders stark herausträte, was ja auch wirklich der Fall war.

Es stünde allerdings im Widerspruch zu der allgemeinen Auffassung, daß schwer durchschaubare Testverfahren einen geringeren Einblick in die Persönlichkeit ermöglichen.

Die Auswertung des RT in dieser Untersuchung ähnelt an einigen der von HERTZ oder FISCHER, insofern als versucht wurde, Merkmals-syndrome und nicht Einzelmerkmale auszuwerten. Vergleicht man die vorliegenden Ergebnisse mit den Syndromen von HERTZ, so stimmen viele Syndrome nicht überein wie Angst, depressive Zustände, Agitationserscheinungen. Am ehesten ließe sich die zwanghafte instabile Anpassung mit HERTZs Syndrom der Einarbeitung und der plötzlichen emotionalen Ausbrüche vergleichen, aber nur dann, wenn diese Syndrome als miteinander verbundene Geschehen betrachtet würden.

Das Syndrom der instabilen zwanghaften Anpassung findet sich teilweise darin wieder, daß emotionale Belastung zum Zusammenbrechen der Wahrnehmungsfunktionen führt (s. HOLZBERG, CAHEN u. WILK), oder im eingeeengten Erlebnistyp (s. CHIODI, GILLI u. GIULIANI) und der Übernahme passiver Rollen bzw. in passiven oder unkontrollierten emotionalen Reaktionen (s. COSTELLO).

Der Vergleich mit V. SCHLIEFFENS Ergebnissen ist schwierig, da

er alle Merkmale einzeln und fast überdifferenziert interpretiert hat. Als spezifisches suizidales Merkmal fand sich Übereinstimmend die zwanghafte oder forcierte Anpassung, zu der auch das unselbständige und unkreative, in stereotypen Bahnen verlaufende Denken beiträgt.

Anders als V. SCHLIEFFEN es sah, gehört eng zu dieser Anpassung ihre Instabilität, so daß trotzdem häufig Affekte und Triebwünsche schlecht kontrolliert deutlich werden. Bei stärkerer Belastung sind dann Selbstaggressionen als Konfliktlösungen möglich. Erst ein totales Zusammenbrechen dieser zwanghaften, d.h. u.a. autoplastischen Anpassung kann starke Aggressionen nach außen erlauben.

Die Untersuchung mit den TAT führte zu keinem signifikanten Ergebnis. Es ergaben sich lediglich Tendenzen, d.h. Signifikanzen auf dem 10 % -Niveau für die Merkmale der zwanghaften instabilen Anpassung und der depressiven Züge, was die Gesamtbeurteilung unterstützt.

Auch bei diesem Test wird ein Grund für die geringfügigen Ergebnisse am Mißtrauen und der Zurückhaltung der Pbn gelegen haben, was sich in den Protokollen insofern zeigt, als sie zum größten Teil sehr kurz und spannungsarm waren. Auch darin liegt ein Verweis in diese Richtung, wenn in den gesamten Protokollen kaum stärkere Gefühlsschwankungen auftraten, was ja gerade bei dieser Untersuchungsgruppe naheliegt.

Dazu lassen sich auch LEIMAN u. EPSTEINs Ergebnisse anführen, die eine U-förmige Beziehung zwischen Bedürfnis und TAT-Inhalt bei stark stimulierten Tafeln je nach Ausmaß der Schuldgefühle fanden. Man kann wohl davon ausgehen, daß Delinquente entweder starke Schuldgefühle oder vor allem Angst vor Nachteilen und Sanktionen in der Strafanstalt haben, so daß diese U-förmige Beziehung vielleicht nicht nur bei stark stimulierten Tafeln auftritt. Da-

bei ist zu erwarten, daß Suizidanten eher noch größere Schuldgefühle haben, so daß sie selten offenere Aussagen machen werden.

Aufgrund dieser Ergebnisse kann man PIOTROWSKI zustimmen, der nach einem Resumé verschiedener TAT-Untersuchungen zum Schluß kommt, daß es nicht leicht sei, mit dem TAT die Tiefe einer Depression und die Intensität von suizidalen Tendenzen festzustellen.

Bei der situativen Anfälligkeit des TAT (MURSTEIN) bedeutet es dann eine zusätzliche Erschwerung, wenn in Kliniken oder Strafanstalten untersucht wird, wo ein Anpassungsdruck besteht.

In Ihren Antworten zum F-Aggressionsfragebogen unterscheiden sich die suizidalen Delinquentinnen von den nicht-suizidalen nur im Faktor 4 (sehr signifikant), d.h. Suizidanten haben depressive Züge und neigen damit zu Selbstaggression, depressiven Stimmungen, Ressentiments und Mißtrauen.

Damit wird die Gesamtbeurteilung bezüglich depressiver Züge bestätigt, ebenso darin, daß auch in diesem Test bei Suizidanten keine erhöhte Erregbarkeit und keine niedrigere Frustrationsschwelle als bei Nicht-Suizidanten (Faktor 3) gefunden wurde.

Bezüglich Offenheit unterschieden sich beide Gruppen wenig; bei Suizidanten mußten 5 und bei Nicht-Suizidanten 4 Pbn für die Auswertung ausgeschlossen werden. Ferner hatten Suizidanten einen leicht erniedrigten Wert für spontane Aggressionen und einen leicht erhöhten (aber nicht signifikanten) für Aggressionshemmung.

Verglichen mit SELGs Werten von 1969, unterscheiden sich alle Pbn dieser Untersuchung deutlich nur im Faktor der erhöhten Selbstaggression von SELGs weiblicher Eichstichprobe, außerdem waren die Suizidanten verglichen mit SELGs Straftätern deutlich selbstaggressiver und aggressionsgehemmter.

Nach der vorliegenden Untersuchung scheint bezüglich der 5 SELG-schen Faktoren der Hauptunterschied zwischen suizidalen und nicht-suizidalen Delinquentinnen nur im Faktor 4 der Selbstaggression, nicht aber auch in dem der Aggressionshemmung zu liegen. Es ist einsichtig, daß solche Frauen eher suizidal als fremdaggressiv werden, die in erhöhtem Maß zu Selbstaggressionen, depressiven Stimmungen und einer negativen Lebenseinstellung neigen.

Berücksichtigt man aber, daß auch nicht-suizidale Delinquentinnen in erhöhtem Maß selbstaggressiv sind, verglichen mit SELGs Ergebnissen, so muß anscheinend zur Ausführung erst ein gewisses Maß an Selbstaggression überschritten werden. Unklar bleibt weiterhin SELGs Faktor der Aggressionshemmung, da er auch für suizidales Verhalten ohne besondere Bedeutung zu sein scheint.

Das Ausmaß der Aggressionshemmungen scheint irrelevant für die Richtung der Aggression bei Delinquentinnen zu sein im Gegensatz zu RINGELs Aussagen.

Im Hinblick auf den Faktor der Aggressionshemmung fragt es sich aber, ob er für die Aggressionsdiagnostik nicht unzutreffend und damit überflüssig ist, wenn er weder Aussagen über das Ausmaß starker Aggressionen machen kann (wie bei Kriminellen) noch über die Richtung der Aggression. Wahrscheinlich trifft SELGs eigene Annahme zu, daß die vom Fragebogen erfaßten Hemmechanismen relativ irrelevant für die Steuerung kriminell-aggressiver Antriebe sind.

Es kann sich dabei um Hemmungen bezüglich verbaler Aggressionen handeln, oder die Hemmechanismen sind Ausdruck der auch in den anderen Tests festgestellten mißtrauischen Zurückhaltung der Inhaftierten.

Es wäre ja möglich, daß sich die Pbn bei diesen Fragen sehr kontrolliert und angepaßt verhalten konnten, was ihnen aber in

Situationen, die offene Aggressionen wirklich herausfordern, nicht mehr gelingt.

Im E-N Fragebogen ergab sich ein signifikantes Ergebnis für Neurotizismus, der bei den Suizidanten stärker ausgeprägt war.

Es fand sich kein Hinweis dafür, daß suizidale Delinquentinnen weniger extravertiert sind als nicht-suizidale und deshalb eher Aggressionen nach innen als nach außen wenden.

Wie auch schon die nicht erhöhten Hemmechanismen im F-Aggressionsfragebogen andeuten, scheint man suizidales und fremdaggressives Verhalten bei Delinquentinnen nicht als einander ausschließend betrachten zu können wie bei Nicht-Kriminellen. Aggression scheint eher in Beziehung zu neurotischen Zügen als zu Extraversion zu stehen, was die Korrelationen von SELG bestätigen, der positive Korrelationen zwischen Aggression und Neurotizismus und negative zwischen Aggression und Extraversion fand.

Aufgrund des Mißtrauens der Pbn und des Versuchs zu möglichst angepaßtem Verhalten wurden bei einer zweiten Auswertung die Antworten der Pbn ausgelassen, die den Offenheitsscore des F-Aggressionsfragebogens unterschritten hatten. Mit diesem Versuch wird bezweifelt, ob BRENGELMANNs mit ihrer Ansicht recht haben, daß eine LÜgenskala nicht notwendig ist. Ich hatte eher den Eindruck, als wenn gerade für Anstaltsuntersuchungen noch wesentlich geeignetere LÜgenskalen entwickelt werden müßten, auch wenn dies Täuschungsmöglichkeiten nie ganz ausschließen wird, wie die projektiven Verfahren zeigen.

Nach der korrigierten Auswertung änderten sich die E-Werte unbedeutend, während sich zwischen den beiden Gruppen für Neurotizismus eine Signifikanz auf dem 2 % statt 5 %-Niveau ergab. Es wird offengelassen, welches Ergebnis gültig sein soll, da die Korrektur nicht zum Verfahren gehörig und nicht korrekt war. Beiden

Auswertungsverfahren gemeinsam ist die Signifikanz für Neurotizismus.

Vergleicht man diese Werte mit denen von BRENGELMANN, V. SCHLIEFFEN und WARNCKE, so findet sich für Extraversion eine Übereinstimmung mit WARNCKEs und V. SCHLIEFFENS, nicht aber mit BRENGELMANNs Ergebnissen, der bei seiner Eichstichprobe einen wesentlich höheren E-Wert feststellte. Es ist hier nicht möglich, BRENGELMANNs Wert nachzuprüfen, jedenfalls erscheint er sehr hochgegriffen und zweifelhaft.

Bezüglich Neurotizismus hatten die nicht-suizidalen Delinquenten etwas höhere Werte als die "Normalen" aus WARNCKEs und BRENGELMANNs Stichprobe. Die Suizidanten übertrafen ihre Werte sehr deutlich und lagen auch etwas höher als V. SCHLIEFFENS Suizidanten (vergl. Tab. 8, Anhang).

Dies alles spricht dafür, daß neurotische Züge sehr ausgeprägt sein müssen, damit sowohl selbst- als auch fremdaggressives Verhalten bei einer Person möglich wird. Solche Menschen sind wahrscheinlich noch stärker gestört als Delinquenten oder Suizidanten ohne die gleichzeitige entgegengesetzte Verhaltenstendenz.

Der HAWIE erwies sich bei der vorliegenden Untersuchung nur für die Vorauswahl der Pbn als geeignet. Weder ergaben sich im Verbal- oder im Handlungsteil große intellektuelle Schwankungen bei den Suizidanten, die auf eine Labilität der intellektuellen Organisation hätten hinweisen können, noch unterscheiden sich die Handlungs- oder Verbal-IQs der beiden Gruppen. Man kann also nicht schließen, daß Suizidanten weniger handlungsorientiert sind, ebenso wie sie sich auch nicht als weniger extravertiert erwiesen.

WECHSLER (1944) behauptet, daß ein um mehr als 15 Wertpunkte gegenüber dem Handlungs-IQ erhöhter Verbal-IQ auf organische

Hirnschädigung, Neurose oder Schizoidie hindeutet, ein entsprechend höherer Handlungs-IQ könne ein Zeichen für Schwachsinn oder Psychopathie sein.

Da sich weder signifikante Unterschiede in der Höhe der beiden IQs bei beiden Gruppen noch in einer Gruppe größere Unterschiede zwischen Handlungs-IQ und Verbal-IQ ergaben, spricht aufgrund des HAWIE nichts dafür, daß Suizidanten neurotischer oder Nicht-Suizidanten psychopathischer, d.h. eher in der Umwelt agierend, sind.

In beiden Gruppen war allerdings die Tendenz deutlich, daß im Handlungsteil höhere Werte erzielt wurden als im Verbalteil. Als Erklärung ist WECHSLERs Hypothese von Neurose bzw. Psychopathie aber fragwürdig und zumindest nicht ausreichend.

Es muß hinzugefügt werden, daß die meisten Untertests des Verbalteils wesentlich bildungsabhängiger sind als die des Handlungsteils. Wenn Pbn wie z.B. Kriminelle vorwiegend aus der Unterschicht kommen und eine geringere Schulbildung besitzen, müssen niedrigere Resultate im Handlungs-IQ kein Zeichen von Psychopathie und Schwachsinn sein, genauso wenig wie in diesem Fall ein niedriger Verbal-IQ Neurosen ausschließt. Diese Zweiteilung erscheint vielmehr problematisch.

Damit ist festzuhalten, daß der HAWIE wohl zur Intelligenzdiagnostik geeignet ist, neurosenspezifische Aussagen aber nur mit starkem Vorbehalt aufzunehmen sind.

8.2 Diskussion des Gesamtergebnisses

Es wurde in dieser Arbeit der Versuch gemacht, aus der unübersichtlichen Fülle von charakteristischen suizidalen Merkmalen die wesentlichen zu eruieren, die in ihrem Zusammenwirken für die Entstehung eines Suizidversuchs und nicht auch von anderen Störungen wie Kriminalität verantwortlich sind.

Nicht nachgewiesen werden konnte, daß sich suizidale Delinquentinnen von nicht-suizidalen bezüglich allgemeiner Ambivalenz, plötzlich auftretender Angst oder Gefühlsschwankungen, bezüglich geringer Ich-Identität überhaupt und eines strengen aber lückenhaften Über-Ichs unterscheiden. Ein Grund dafür könnte wieder im Mißtrauen der Pbn gelegen haben, daß ihnen aus der Beurteilung Nachteile erwachsen könnten und ihrem daraus resultierenden sehr zurückhaltendem Verhalten. Insofern war es für die Frauen vielleicht schwierig, offene Angst, negativ bewertetes feindseliges Verhalten oder fehlende bzw. dissozial ausgerichtete Gewissensnormen zuzugeben. Anders verhielt es sich mit dem Merkmal der geringen Ich-Identität, das sich in beiden Gruppen sehr häufig fand. Mangels eines signifikanten Unterschieds läßt sich nur vermuten, daß die Ich-Identität überhaupt bei Delinquentinnen gering ist, bei suizidalen noch geringer.

Die Aussagen scheinen jedenfalls unspezifisch zu sein, daß Suizidanten allgemein sehr ambivalent sind (WEST, PHILLIPS), starke Angst, Stimmungs labilität und unausgewogene Antriebs- und Regulationsfunktionen (u.a. V. SCHLIEFFEN) aufweisen, d.h., es erklärt noch nicht, warum sie die angestauten Aggressionen (SCHÄFER) gegen sich selbst wenden. Von daher erscheint eine Ansammlung psychischer Charakteristiken wie bei LITMAN oder V. SCHLIEFFEN wenig sinnvoll und eher verwirrend, solange nicht die wesentlichsten in einen klaren Bezug zueinander gesetzt

werden, wie es z.B. bei RINGEL geschieht.

Auffallend an den Suizidanten dieser Untersuchung waren ihre Art der Anpassung, ihre depressiven Züge und die ambivalente Ausgerichtetheit der aggressiven Strebungen. Ihre zwanghafte Anpassung, die auch V. SCHLIEFFEN auffiel, ähnelt RINGELs Syndrom der Einengung, die sich auf Apperzeption, Verhaltensmuster, Affekte, zwischenmenschliche Beziehungen und die Wertwelt erstreckt. Die Suizidanten zeigen sich unfähig, eigene Wünsche adäquat zu äußern und realitätsgerecht auch gegen Widerstand aktiv und direkt durchzusetzen oder, wenn nötig, echt zu verzichten bzw. sie aufzuschieben, was Frustrationstoleranz voraussetzt.

Bei dem Versuch, Schwierigkeiten durch unauffälliges und unecht-fassadäres Verhalten aus dem Weg zu gehen, können viele eigene Bedürfnisse nicht befriedigt und auch keine Anerkennung gefunden werden, da die eigene Person mit ihren spezifischen Wünschen und Gefühlen gar nicht gezeigt wird.

Die Folge ist dann eine Verunsicherung, Schwanken in Selbstabwertung und Selbstüberschätzung, Unzufriedenheit mit sich selbst, Ressentiments gegen andere und ein vermehrter Wunsch nach Anerkennung oder, wie FARBEROW (1950) es bei Suizidanten in Verbindung mit depressiven Zügen beschreibt: Resignation, Zurückgezogenheit, Neigung zu Rechtfertigungen und bei starker Suizidgefahr intensive Feindseligkeit (vergl. auch RINGEL). Dies kann wieder zu dem verkrampten Bemühen führen zu gefallen, unter keinen Umständen negativ aufzufallen und eigene Wünsche zurückzustellen, so daß ein Kreislauf entsteht, aus dem es kein Entrinnen zu geben scheint.

Unklar bleibt dabei, wo der Anfang ist, d.h. ob diese Anpassung gelernt ist und sekundär zu depressiven Zügen führt, oder ob eine depressive Struktur entstanden war, die zu solch einem Ver-

halten führt. Gerade die Kombination von depressiven Zügen und zwanghafter instabiler Anpassung macht wohl die Unterscheidung von den nicht-suizidalen Delinquentinnen aus, die ebenfalls häufig ein unechtes angepaßtes Verhalten zeigten, das aber eher ein Zeichen von Vorsicht und Abwehr einer Kontaktaufnahme war als Ausdruck von Depressivität oder ein Versuch, Anerkennung zu bekommen.

Im Gegensatz zu den von RINGEL beschriebenen nicht-delinquenten Neurotikern erwies sich die zwanghafte Anpassung, bzw. die Einengung, als instabil, d.h. sie konnte nur zeitweise erreichen, daß Gefühle, Wünsche und Konflikte unterdrückt wurden, ansonsten reagierten diese Menschen häufig schlecht kontrolliert und nicht realitätsgerecht. Eine zwanghafte, stark einengende instabile Anpassung, verbunden mit ausgeprägten depressiven Zügen scheint eine der wichtigsten Bedingungen für die Suizidalität überhaupt zu sein, auf dem Hintergrund der speziellen Über-Ich Problematik, der Ich-Schwäche, der zerstörerischen Umweltbeziehungen und der anderen bekannten Bedingungen, die in diesem Fall nicht noch einmal erörtert werden, weil sie sowohl der Delinquenz wie der Suizidalität zugrunde liegen.

Diese Untersuchung legt nun nahe, daß beide suizidale Merkmale auch bei Kriminellen vorhanden sein können. Die Stärke der Depression kann aber variieren, bewußte Aggressionen gegen sich selbst und andere sind vorhanden, und die zwanghafte Anpassung ist sehr instabil, so daß die vorhandenen ambivalent ausgerichteten aggressiven Strebungen nach außen oder innen gerichtet werden können, je nach Stärke der mehr autoplastischen Anpassung.

Man kann daraus schließen, daß Delinquenten dann suizidal werden, wenn neben depressiven Zügen die zwanghafte Anpassung vorherrscht und äußere und/oder innere Bedingungen einen Konflikt unerträglich

werden lassen und starke Aggressionen auslösen. Es erfolgt dann autoplastisches selbstaggressives Verhalten, da die schwankende zwanghafte Anpassung in Konflikten weder realitätsgerechte noch fremdaggressive Verhaltensweisen möglich macht. Bricht diese instabile Anpassung aber vollkommen zusammen, d.h. läßt der Druck nach, sich in erster Linie den Wünschen der Umwelt anzupassen und Anerkennung bekommen zu müssen, so kann die Veränderung an der Umwelt erfolgen, sie, bzw. eine bestimmte Person bekämpft, geschädigt und eventuell getötet werden.

Als Verhaltensfolge könnte das vereinfacht eventuell folgendermaßen aussehen:

Auf Frustration folgt offene Aggression nach außen - dies wird bestraft und daraufhin als Mißerfolg gewertet - es entstehen Schuldgefühle - dies führt zu einer zwanghaften Anpassung - eine erneute Frustration zieht selbstaggressives Verhalten nach sich - die Folge davon können wieder Bestrafung sein oder Entlastung von Schuldgefühlen; und Wünsche bleiben unerfüllt aufgrund fehlender Änderung der Umwelt, so daß dann erneut offene Aggression folgt, wenn auch Selbstaggressionen die Situation nicht verändern konnten.

Für nicht-suizidale Kriminelle verlief der Kreislauf vielleicht anders, z.B. folgendermaßen:

Frustration erzeugt bei starkem Druck und ungenügenden Hemmungen offene Aggression - es folgt Bestrafung und das Gefühl des Mißerfolgs - dies wird als Frustration wahrgenommen, außerdem bestehen eventuell Schuldgefühle - beides kann nicht ertragen werden - es kommt wieder zu offener Aggression.

Dieses Schema ist natürlich vereinfacht und berücksichtigt nur implizit psychische Mechanismen.

Mit dieser Untersuchung sollte nicht der Versuch gemacht werden,

eine neue Suizidtheorie aufzustellen, da schon genügend differenzierte und einleuchtende vorhanden sind. Es ging vielmehr darum, die bekannten suizidalen Charakteristiken innerhalb der Persönlichkeitsstruktur von solchen der Delinquenz abzugrenzen und herauszufinden, welche typisch suizidalen Bedingungen bei kriminellen Menschen zusätzlich vorhanden sein müssen, damit sie ihre Aggressionen nicht nur nach außen, sondern auch gegen sich selbst richten. Dies führte zu dem Ergebnis, daß auch bei Delinquentinnen eine zwanghafte Anpassung, depressive Züge und ambivalent ausgerichtete Aggressionen ausgeprägt sein können. Eine einheitliche Anpassung bleibt allerdings aufgrund ihrer Instabilität aus, so daß konträre Verhaltensmuster aufeinander folgen können.

Diese Merkmale stehen in engem Zusammenhang mit RINGELs Syndrom der Einengung und stellen insofern keine völlige Neuentdeckung dar. Es ist aber interessant und festzuhalten, daß die von RINGEL beschriebene Einengung nicht einfach Folge bestimmter situativer Bedingungen wie Inhaftierung sein kann, sondern daß erst eine spezifische Persönlichkeitsstruktur die Voraussetzung für eine solche Einengung ist. Dies erklärt auch, warum nur ein kleiner Teil von Inhaftierten Suizidversuche macht.

Es muß also angenommen werden, daß sich bei suizidalen Delinquentinnen zwei konträre Anpassungsformen überlagern, die - auf dem Hintergrund der sowohl bei Delinquenz wie Suizidalität gestörten bzw. defekten Persönlichkeitsstruktur und bestimmten sozialen Bedingungen - Suizid wie auch Aggression nach außen ermöglichen.

Zur Genese - Versuch einer Abgrenzung

In Hinblick auf diese Ergebnisse könnte man hypothetisch und skizzenhaft die Genese und Abgrenzung delinquenten (D), suizidal-delinquenten (S-D) und suizidalen (S) Verhaltens am Beispiel verschiedener Merkmale folgendermaßen beschreiben:

Symbiotische Beziehungen und Depression:

- D: sind nicht vorhanden oder werden abgewehrt, ungenügende Introjektionen, deshalb keine Hemmung aggressiven Verhaltens
- S-D: Streben nach und Eingehen symbiotischer Beziehungen, bei starker Bedrohung, Enttäuschung oder Verlust werden sie leicht aufgegeben - je nach Stärke der unvollständigen Introjektionen
- S: Überdauernde symbiotische Beziehungen, massive unrevidierte Introjektionen, bei Enttäuschung oder Verlust kommt es zum Suizidversuch (Aggression gegen das introjizierte Objekt)

Ich-Identität und Selbstbild

- D: Selbst- und Fremdüberschätzung, geringe Ich-Identität und Diskrepanz zwischen Selbst- und Idealbild, die verleugnet wird und Vermeidung von Abhängigkeit, weshalb eine aggressive Ablösung möglich ist, keine Annahme von Fremdbeurteilungen.
- S-D: geringe Ich-Identität und Diskrepanz zwischen Selbst und Idealbild erzeugen Angst, Selbstabwertung und eventuell einen Suizidversuch bei gleichzeitiger Abhängigkeit und zwanghafter Anpassung, bei versagender Anpassung und Aufgabe der Beziehungen kommt es zu offener Aggression und Verleugnung der geringen Ich-Identität
- S: Geringe Ich-Identität, Diskrepanz zwischen Selbst und Idealbild, starke Abhängigkeit bzw. symbiotische Beziehungen, Selbstabwertung, Überschätzung der anderen, ein Zwang zu Ich-Identität oder Ablösung führt zu Suizid, wenn sie von der Gruppe verboten wird und eine Ablösung nicht möglich ist.

Zwanghafte Anpassung und Einengung

- D: wenn vorhanden, dann gänzlich instabil, bricht bei jeder Frustration völlig zusammen
- S-D: vorhanden, instabil - bei leichtem Schwanken - Kontrollverlust und Suizidversuche, völliges Zusammenbrechen bei Übermäßigen Belastungen
- Si: Überdauernd, kann aufgrund der depressiv-symbiotischen Beziehungen nicht völlig aufgegeben werden.

Über-Ich

- D: Schwach ausgeprägt oder streng mit Lücken, wird mit Abwehrmechanismen umgangen wenn nötig, oder es besteht nur "soziale Angst", die aufgrund der instabilen Beziehungen nicht bindend ist.
- S-D: Forderungen des Über-Ich oder "soziale Angst" können nur bei Fehlen der zwanghaften Anpassung umgangen und vermieden werden
- S: Strenges Über-Ich oder stark bindende "soziale Angst" bei starker Abhängigkeit, Forderungen können nicht umgangen werden, deshalb Selbstbestrafung

Soziale Gruppe

- D: Die soziale Gruppe stützt, bzw. ist Vorbild für fremdaggressives Verhalten
- S-D: Die soziale Gruppe ist bezüglich der Richtung aggressiven Verhaltens nicht eindeutig, z.B. gibt es eine suizidale Familiengeschichte, Aggressionsverbot gegen bestimmte Personen, das Kind als "umstrittener Bundesgenosse", als Sündenbock bei gleichzeitiger Identifikation mit dem Angreifer

3: Die soziale Gruppe stützt, bzw. ist Vorbild für selbstaggressives Verhalten und sanktioniert fremdaggressive Verhaltensweisen.

Diese Einteilung ist ein ganz fragmentarischer und unverbundener Versuch, die drei Entwicklungen anhand verschiedener Merkmale voneinander abzugrenzen. In diesem Fall ist es eine idealtypische Darstellung, während normalerweise Überschneidungen zu beobachten sind. Auffallend ist bei dieser Einteilung, daß sie auch als Kontinuum gedacht werden könnte, deren Pole Kriminalität und Suizidalität sind.

Zusätzlich wurden genügend Merkmale aufgezeigt, die beiden Gruppen gemeinsam und in gewisser Weise ihre Grundvoraussetzungen sind. In einem Schema könnte es folgendermaßen aussehen:

Kriminalität

Suizid bei Kriminellen

Suizidalität

geringe Introjektionen, Abwehr von Abhängigkeit, alloplastische Anpassung ...

Überlagerung beider Merkmalsgruppen:
instabile zwanghafte und alloplastische Anpassung ...

sympiotische Beziehungen, zwanghafte autoplastische Anpassung, Depression, Eingengung ...

Persönlichkeitsstörungen wie

- Ich-Schwäche,
- geringe Ich-Identität,
- geringe Frustrationstoleranz,
- primitive motorische Impulshandlungen,
- gestörte Umweltbeziehungen ...

8.3 Schlußfolgerungen für den Strafvollzug

Aus den vorangegangenen Überlegungen kann man schließen, daß es sich bei suizidalen Delinquentinnen um solche Frauen handelt, die zeitweise unauffällig sind, in ihrem Bemühen, möglichst viel Anerkennung zu bekommen, die angepaßt und eher niedergedrückt erscheinen. Zu anderen Zeiten können sie sich dagegen als streitsüchtig, unzufrieden und nicht bereit zu Kooperation erweisen. Desgleichen ist es möglich, daß sie nach außen freundlich erscheinen, z.B. gegenüber dem Aufsichtspersonal, und hinter deren Rücken Mitgefängene aufhetzen oder überhaupt nur heimlich intrigieren.

Es fragt sich, was für Reaktionen sie damit möglicherweise in hierarchisch gegliederten Strafanstalten auslösen.

Wahrscheinlich werden sie vom Gefängnispersonal als launisch empfunden, aber auch als solche Gefangenen, auf die man sich noch etwas verlassen kann, die "könnten, wenn sie nur wollten". Solange sie sich angepaßt verhalten, werden sie wahrscheinlich von ihnen Anerkennung und eventuell Privilegien bekommen, die ihnen aber Mißgunst und Feindseligkeit seitens der Gefangenen innerhalb eines sehr stark von Rivalität geprägten Klimas einbringen.

Wenn sich diese Frauen sehr isoliert und verunsichert fühlen, werden sie eventuell mit selbstaggressivem Verhalten dem Konflikt zu entkommen versuchen, was aber auf Feindseligkeit seitens des Aufsichtspersonals stößt (eine Woche Kerker oder je nach Strafanstalt andere und eventuell mildere Strafen).

Dies wird wahrscheinlich dazu führen, daß sie jetzt Hilfe und Solidarität bei den Mitgefängenen gegen die Aufsicht suchen, solange bis Druck nach angepaßtem Verhalten und der regressive Wunsch nach Anerkennung von Autoritäten wieder Oberhand gewinnt.

Es ist unwahrscheinlich, daß sie aus dieser konflikthaft wechseln-

den Anpassung während der Inhaftierung herauskommen, so daß sie angefangene Beziehungen, sei es zu Mitgefangenen oder zum Aufsichtspersonal, immer wieder zerstören und nach der Haft noch verunsicherter und kontaktgestörter sind.

Dieser Wechsel von aggressivem und selbstaggressivem Verhalten kann aber auch über größere Zeitspannen gehen, wenn suizidales oder aggressives Verhalten erst nach der Haft, also in einer veränderten Situation, auftritt. Dies kann dann geschehen, wenn das gleiche Verhalten wie in der Haft bei Autoritäten außerhalb der JVA zu anderen und eventuell weniger freundlichen Reaktionen führt, oder wenn Beziehungen fehlen, an denen sie sich nach der Haft orientieren können. Diese Verhaltensfolgen treffen natürlich nicht für alle suizidalen Delinquentinnen zu, vielleicht aber für die Mehrzahl.

Es sind nicht nur die Verhaltensfolgen suizidaler Delinquentinnen, die gegen ein autoritäres Anstaltsklima mit dem Zwang zu oberflächlicher Anpassung sprechen. Ausgeprägte hierarchische Strukturen in einer Strafanstalt führen einerseits zu Spannungen zwischen Leitung und Aufsichtspersonal, die oft auf dem Rücken der Inhaftierten ausgetragen werden, wie z.B. bei der Angst, durch Fehlverhalten der Gefangenen bei der Leitung Nachteile zu haben.

Andererseits wird innerhalb der Gefangenen das Klima durch Privilegien und Vergünstigungen aufgrund besonders angepaßten Verhaltens vergiftet und verstärkte Feindseligkeit und Rivalität erzeugt, was ein Abbild der hierarchischen Struktur unter den Beamten sein kann, positiv wie negativ.

Die Reduzierung des autoritären Klimas mit all seinen Folgen wäre überhaupt die Voraussetzung für eine wirksame beratende und psychotherapeutische Tätigkeit in Strafanstalten. Strafvollzug

ohne ausreichende sozialtherapeutische Maßnahmen wird eher verschlimmernd als bessernd wirken, da die Persönlichkeitsstörungen nur verfestigt werden und oft eine Anpassung an das Haftmilieu stattfindet, was mit dem Konzept der Sozialtherapeutischen Anstalten wohl schon erkannt wurde. Diese Untersuchung zeigt auf, daß gerade relativ angepaßt wirkende Delinquentinnen wie die suizidalen besonders neurotisch und konflikthaft und von daher therapiebedürftig sind.

Letztlich kann man bezüglich Veränderungen im Strafvollzug keine Einwände akzeptieren, die von gegenwärtigen Zuständen ausgehen wie z.B. dem Mangel an Therapeuten oder dem Mißtrauen und der Unwilligkeit der Gefangenen mitzuarbeiten. Strukturveränderungen innerhalb der Gefängnisse und Initiativen des Staates auch finanzieller Art sind unabdingbare Voraussetzungen, um großzügige Versuche wie in Holland, Dänemark oder Schweden durchzuführen.

Angesichts der Schwere der Persönlichkeitsstörungen wird man nach meiner Meinung bei der Anwendung verschiedenster Therapiearten auch an psychoanalytischen Methoden nicht vorbeigehen können trotz ihrer Langwierigkeit, denn "kaum eine psychologische Methode vermag so wie die analytische den Menschen als Individuum und als Wesen in seinen mitmenschlichen Beziehungen gleichzeitig zu sehen, kaum eine ist so geeignet, charakterologischen Querschnitt und entwicklungspsychologischen Längsschnitt zugleich zusammenzufassen" (GÖRRES 1973, S. 7). Es geht darum, "die zerrissene Kontinuität des Erlebens wiederherzustellen und die verrückten Gefühle vom falschen Platz an den richtigen zu rücken. Psychoanalyse als therapeutische Methode müht sich um die Anregung und das Verständnis des Erlebens und seiner verborgenen Tiefen einzig mit dem Ziel der Strukturveränderung" (GÖRRES, S. 283).

Gerade diese tiefgreifende Strukturveränderung ist bei vielen schwergestörten Kriminellen notwendig, mehr als eine oberfläch-

liche Anpassung des Verhaltens, die auch gar nicht dauerhaft gelingen wird. Als psychoanalytische Methode der Wahl bietet sich die Gruppentherapie an, da u.a. im Vergleich zur Einzelanalyse eine größere Zahl von Delinquenten zur gleichen Zeit therapiert werden kann, starke destruktive Affekte besser aufgefangen werden können (AMMON 1971) und der soziale Bezug bzw. die Interaktionen in der Gruppe den natürlichen Beziehungen des Delinquenten eher ähneln, so daß die Erfassung und Bearbeitung sozialer Determinanten erleichtert wird.

Im Rahmen der Sozialtherapie wird nach meiner Meinung häufig erst die Psychotherapie die Delinquenten "von inneren und äußeren antisoziales Handeln bewirkenden Zwängen" (HEINZ u. KORN 1973, S. 232) befreien können, um sie, wie diese Autoren fordern, "bei gleichzeitiger Sichtbarmachung der gesellschaftlichen Anteile ihrer scheinbar bloß individuellen Problematik ... damit zu bewußter aktueller Realitätsbewältigung innerhalb ihrer Herkunftsschicht zu befähigen". Das Gelingen wird dann auch vom Bewußtseinsstand der Fachleute bzw. Psychotherapeuten und der Einsichtsfähigkeit oder -bereitschaft der Gesellschaft abhängen.

Kritik an der eigenen Untersuchung und Vorschläge zur weiteren Forschung

Für die Untersuchung dieser Problemstellung wäre die Zusammenarbeit eines Teams von Fachleuten ideal gewesen, da dann nicht nur psychodynamische sondern auch soziologische und sozial-psychologische Variablen hätten erfaßt werden können.

So war es nur möglich, sich auf einen kleinen Untersuchungsbereich zu beschränken, nämlich die Psychodynamik von suizidalen Delinquentinnen im Unterschied zu nicht-suizidalen.

Aber auch in diesem Rahmen hätte eine größere Zahl von Pbn zu

sichereren Ergebnissen geführt. Dafür hätte man die Arbeit bei der relativ geringen Anzahl von suizidalen Delinquentinnen über einen wesentlich längeren Zeitraum ausdehnen müssen.

Bei Bewältigung des Mißtrauens wäre es günstig, schon vor Beginn der Untersuchung zu jeder einzelnen Untersuchten einen guten Kontakt herzustellen. Dabei mußte gleichzeitig klar ersichtlich sein, daß der Untersucher nur in loser Verbindung zur JVA steht und die Ergebnisse keinen Einfluß auf die Beurteilung der Inhaftierten haben, was am meisten bezweifelt wurde. Es ist sehr schwierig, diese Ausgangssituation herzustellen.

Was die Tests und Ergebnisse betrifft, so sind sie nicht für differentialdiagnostische Vorhersagen geeignet, d.h. Personen mit den gefundenen Merkmalen können, aber müssen nicht unbedingt suizidal werden, da die gleichen Merkmale auch gelegentlich bei den nicht-suizidalen Delinquentinnen vorhanden waren, allerdings seltener und schwächer ausgeprägt.

Insofern können solche Untersuchungsergebnisse in erster Linie eine Warnung bzw. ein Anfang sein, solche Personen im Rahmen präventiver Maßnahmen intensiver zu betreuen.

Für die weitere Forschung wäre sicherlich eine ausführliche ganzheitliche Untersuchung interessant, die die sozialpsychologischen und psychodynamischen Bedingungen in ihrem Zusammenwirken für Suizid bei Kriminellen erforscht, so wie es in meinem Abgrenzungsversuch angedeutet wurde und wie es von nur einem Untersucher nicht verwirklicht werden kann.

Außerdem mußte nachgeprüft werden, ob die vorliegenden Ergebnisse auch für männliche Delinquenten zutreffen.

9. Falldarstellungen

Für die Falldarstellungen wurden zur Wahrung der Anonymität einige Daten, aber keine wesentlichen Zusammenhänge, verändert.

Frau R.

Frau R. hatte gemeinsam mit ihrem Geliebten, ihren Mann zu vergiften versucht, wobei unglücklicherweise an seiner Stelle eine Bekannte von ihr getötet wurde. Sie bekam dafür eine langjährige Freiheitsstrafe, Vorstrafen lagen nicht vor.

Frau R. war als einziges Kind ihrer Eltern aufgewachsen, die sich häufig vor ihr stritten, schlugen, der Vater war oft betrunken, die Mutter untreu.

Jeder Elternteil versuchte sie im Streit auf seine Seite zu ziehen, bei Einigkeit seien die Eltern streng zu ihr gewesen. Auch heute sehe sich Frau R. in einer Vermittlerfunktion, denn sie versuche immer, mit allen Leuten gut auszukommen und könne ihre wahre Meinung oft aus Angst vor Nachteilen nicht sagen.

Dies mag auch eine Folge davon sein, daß sie als Kind stets einsam war, da sie kränkelte und sich Kindern nur schwer anschließen konnte. Bei den Eltern fand sie keine Geborgenheit, so daß sie, verunsichert, noch abhängiger von anderen Menschen wurde, ohne es sich im allgemeinen eingestehen zu können.

Ihren ersten Mann heiratete sie mit 17 Jahren, als sie von ihm ein Kind erwartete, und war froh, ihn dadurch an sich binden und den Eltern entkommen zu können. Ihr Mann konnte angesichts eigener Störungen ihre egozentrisch-kindlich überhöhte Anspruchshaltung nicht befriedigen, so daß sie die gewünschte Geborgenheit nicht fand, was auch aufgrund sexueller Schwierigkeiten zur Scheidung führte. Ihren zweiten Mann heiratete sie ebenfalls wegen eines kommenden

Kindes. Die Ehe verlief ruhiger und zufriedener als die erste, bis sie den Mittäter kennenlernte und bei ihm mehr Anerkennung fand. Eifersüchtig, stiftete er sie zu der Tat an, die sie später abstritt und ihm anlastete.

Vor und nach der Inhaftierung machte Frau R. mehrere Suizidversuche, indem sie sich die Pulsader aufschnitt. Sie habe es immer dann getan, wenn sie nicht mehr weiter wußte, jemanden brauchte und ein Ziel fehlte. Es sei ein Wunsch nach Ruhe gewesen .

In ihren Beziehungen zu anderen Menschen sucht Frau R. in erster Linie Anerkennung und Geborgenheit, da sie die eigenen Insuffizienzgefühle nicht erträgt und sich verlassen vorkommt. Um diese Abhängigkeit vor sich zu verbergen und die dahinterstehende Depression abzuwehren, setzt sie andere Menschen herab (bei der Befragung fand sie für niemanden positive Worte), am wenigsten diejenigen, die sie gerade nicht verlieren will wie ihre Mutter und ihren Mann. Die Ambivalenz in ihren Gefühlen wird ihr nicht bewußt, wenn sie in kurzen Abständen Vorwürfe gegen Mann und Sohn äußert (sie habe nie einen Sohn gewollt) und dann glaubt, nie mehr lieben zu können, wenn ihr Mann sich scheiden läßt, und daß die Trennung von den Kindern die schlimmste Haftfolge ist.

Eine ähnliche Ambivalenz zeigt sich in eigenen Kastrationsängsten und Kastrationswünschen an Männern, die sich in Alpträumen, Ängsten und Haßgefühlen gegenüber Männern äußern.

Die zwanghafte Anpassung dient ihr dazu, ihre Fassade der leidenden und schuldlosen Frau aufrechtzuerhalten, sich im Mittelpunkt zu sehen, die notwendige Anerkennung zu erlangen und sich ihrer geringen Ich-Identität und Verlorenheit nicht gewahr zu werden. Bei schwankender Anpassung und Kontrolle führen Selbsthaß und Schuldgefühle zu Suizidversuchen, die auch gleichzeitig Appell um Hilfe und Zuwendung sein können. Mit dem Mord brach die Anpassung zusammen, als sie fürchten mußte, ihren Mann durch Untreue

und zur gleichen Zeit den Freund zu verlieren, wenn sie auf seinen Plan nicht einging. Frau R. konnte Beziehungen nur solange aufrecht-
erhalten, wie ihre Wünsche erfüllt wurden, ohne sich aktiv um
Änderungen in den Partnerschaften bemühen oder Auseinandersetzun-
gen durchstehen zu können. Je nach Art des Konflikts erschienen
ihr Suizid oder Mord als einzige Lösung.

Frau O.

Frau O. wurde vergleichsweise Frau R. gegenübergestellt. Ähnlich
wie diese hatte sie ihren Mann vergiftet, um mit einem Freund
glücklicher zu werden.

Mit Eltern und Geschwistern in einem Dorf aufgewachsen, hat sie es
nach ihren Angaben sehr gut gehabt und sei als Jüngste stets ver-
wöhnt worden, so daß sie Verzicht nicht gelernt habe und alles nach
ihren Wünschen gegangen sei.

Ihren Mann heiratete sie mit 18 Jahren wegen des erwarteten Kindes,
um der Schande im Dorf zu entgehen, obwohl sie sich eigentlich von
ihm habe trennen wollen. Ihre Aussagen über ihn bleiben wider-
sprüchlich, einerseits sei er jähzornig, untreu und kalt zu ihr
gewesen, andererseits mochte sie ihn gern und wurde ihn wieder
heiraten. Streitigkeiten mit ihrem Mann habe sie nicht ertragen
können, sondern sei zu den Eltern gegangen.

Sie verliebte sich bald nach der Heirat in einen anderen Mann, als
der Ehemann wie im Fall von Frau R. häufig beruflich verreist war,
sah aber keine Möglichkeit, sich scheiden zu lassen, da dies im
Dorf Schande bedeutet hätte. Angeblich hat der Freund sie zu dem
Mord angestiftet, was ihm aber nicht nachzuweisen war. In ihrem
Verhalten während der Untersuchung, wirkte Frau O. oberflächlich
und maskenhaft wie eine Puppe, die freundlich-mechanisch erzählt.
Fragen oder Reaktionen von meiner Seite interessierten sie nicht;
bei den Tests riß die Geduld sofort ab, wenn sie zu vorsagen drohte.

Ähnlich oberflächlich erscheinen ihre Beziehungen zu anderen Menschen, und sie werden nur solange aufrechterhalten, wie Frau O. ihre Wünsche durchsetzen kann und genug beachtet wird. Bei Auseinandersetzungen flüchtet sie zurück in elterliche Geborgenheit, ohne sich mit ihren eigenen Gefühlen oder denen anderer auseinanderzusetzen. Normen gelten für sie nur solange, wie sie mit Bestrafung oder Ausschluß aus der Gruppe rechnen muß.

Abhängigkeit empfindet Frau O. als unerträglich, so daß sie nicht zufällig in der Haft am meisten darunter leidet, von anderen abhängig zu sein, die über sie bestimmen können. Um diese Abhängigkeit abzuwehren, verleugnet sie Insuffizienzgefühle und Geborgenheitswünsche so stark, daß sie sich ihrer gar nicht mehr bewußt wird im Gegensatz zu Frau R. Die Abwehr dient ihr auch dazu, ihre Scheinidentität aufrechtzuerhalten.

Auseinandersetzungen mit ihrem Mann oder dem Dorf bei abweichenden Wünschen hält Frau O. nicht stand, sondern gibt Beziehungen auf oder vernichtet den im Weg Stehenden notfalls gewaltsam, um ihre fassadenhafte Identität zu wahren.

Die oberflächliche Angepaßtheit brach in der Konfliktsituation zusammen. Zugrunde lagen Beziehungslosigkeit, eine schwache oder umgangene Gewissenskontrolle und unterdrückte Gefühle. Bei fehlenden oder nicht bewußten Schuldgefühlen und fehlenden Appell- und Anlehnungswünschen an die Umwelt fehlten Gründe für selbstaggressives Verhalten, zumal sie in der Familie Vorbilder für fremdaggressive Verhaltensweisen fand, so im Vater und einem Bruder, die wegen fahrlässiger Tötung bzw. Notzucht vorbestraft waren.

Frau A.

Die 27-jährige Frau A. ist mehrfach vorbestraft wegen Diebstahl, Raub, Ausweislosigkeit und Gewerbsunzucht im Sperrbezirk. Erstmals war sie mit 16 Jahren wegen Diebstahl in Haft, zur Zeit der Unter-

suchung war sie wegen Diebstahl und Polizistenbeleidigung inhaftiert.

Frau A. wuchs die ersten sechs Lebensjahre im Waisenhaus auf, dann bis zum zwölften Lebensjahr gemeinsam mit einer Schwester bei der Großmutter. Die alleinlebende Mutter - der Vater war vermißt - hatte sie bis dahin nicht aufnehmen wollen. Einmal war sie aus dem Waisenhaus weggelaufen, um zu der ihr unbekannten Mutter zu kommen. Mit 12 Jahren zog sie wirklich zu ihr, was angeblich harmonisch war, bis die Mutter zwei Jahre später ein Kind bekam und mit dem Mann zusammenzog. Bis dahin sei Frau A. alles für die Mutter gewesen, danach habe sie nichts mehr für sie bedeutet. Hinzu kamen Schwierigkeiten mit dem Freund der Mutter, der ihr sexuell nachstellte, so daß Frau A. von zu Hause weglief, in verschiedene Heime und schließlich Fürsorgeerziehung kam. Danach war auch die Großmutter nicht mehr bereit, sie zu sich zu nehmen.

Sie kam mehrfach ins Gefängnis, wobei sie die schwereren Straftaten gemeinschaftlich mit anderen beging, für andere, wie sie sagte, und um nicht als Feigling zu gelten. Seit 4 Jahren ist Frau A. Prostituierte. Ihr Verlobter, der ihr Zuhälter ist, habe sie auf den Strich geschickt. Als sie sich nach einer Straftat von ihm trennen wollte, weil er sie vernachlässigte und mit all ihren Bekannten geschlafen habe, mißhandelte er sie, so daß sie jetzt vor ihm auf der Flucht ist, gleichzeitig aber an ihm hängt. Sie habe nie Vertrauen zu jemand haben können, und als sie es zu ihrem Verlobten hatte, sei sie an den Falschen geraten. Sie sei immer nur enttäuscht worden, so daß sie inzwischen Freundschaften häufig verfrüht abbreche, um dem zuvorzukommen, daß der andere es zuerst tut.

Mit 9 Jahren hat Frau A. den ersten Suizidversuch gemacht, indem sie aus dem 5. Stock sprang, wobei ihr nichts passierte. Danach folgten sechs weitere, meist Versuche, sich die Pulsader aufzu-

schneiden.

Sie mache es immer dann, wenn sie alles satt habe, rufe dann die Mutter an, ob die sie zu sich nähme, wenn sie deren "Nein" höre, versuche sie sich umzubringen. Sie sei wütend, daß sie immer gerettet werde.

Frau A. zeigte sich während der Untersuchung offen, sehr mitarbeitensbereit, durchhaltefähig und auf guten Eindruck bedacht. In ihren Umweltbeziehungen scheint sie sehr auf freundliches Angenommensein bedacht zu sein bei gleichzeitigem Mißtrauen, doch nur enttäuscht zu werden. Dahinter verbirgt sich wohl auch uneingestandene Angst vor eigener Unzulänglichkeit, ebenso, wie sie die Schuld und Gründe für ihre Entwicklung meistens bei anderen sucht, um sich nicht total verloren vorzukommen.

Wenn sie ihre Hilflosigkeit und Abhängigkeit erlebt, ohne Hilfe zu bekommen, versucht sie, sich umzubringen, Ihre schwankende Anpassung und ungenügende Kontrollfunktionen bei einer ausgeprägten Tendenz zu impulsivem Handeln erleichtern die Ausführung von Suizidhandlungen. Die auf Anerkennung ausgerichtete autoplastische Anpassung bricht zusammen, wenn sie vorhandene Bindungen nur noch dadurch glaubt erhalten zu können, daß sie allein oder gemeinschaftlich nach dem Vorbild der Gruppe aggressiv gegen andere Personen wird und wenn sie allein durch die umgebende Gruppe noch in ihrem Handeln unterstützt wird. Angst vor Verlassenheit und mangelnde Stützung durch eigene Gewissensfunktionen verstärken dann diese Handlungstendenzen.

Frau B.

Frau B. ähnelt in vielem Frau A. Sie hat ebenfalls viele Vorstrafen wegen Diebstahl, Betrug, Gewerbsunzucht im Sperrbezirk. Jetzt wurde sie wegen Raub verurteilt. Sie hatte gemeinsam mit ihrem

Zuhälter einen Freier brutal verprügelt und ihn dann bestohlen.

Mit drei Geschwistern wuchs sie bei ihren Eltern in der DDR auf, wo sie bis zu ihrem 14. Lebensjahr blieb. Während ihrer ersten Inhaftierung mit 23 Jahren äußerte sie sich derart zu ihrer Kindheit, daß sie sich nie geborgen, sondern den Eltern intellektuell überlegen fühlte, sie haßte und nicht akzeptieren konnte, da der Vater brutal und die Mutter dumm und lügnerisch sei. Nie habe sie zu jemandem aufschauen können. Von den Klassenkameraden sei sie wegen ihres häßlichen Aussehens nur gehänselt worden, so daß sie insgesamt keine guten Kindheitserinnerungen habe. Zunehmend verbittert, zeigte Frau B. später, auch vor mir, nur noch wenige solcher Gefühle, sondern versuchte sich auch bezüglich Straftaten in ein besseres Licht zu setzen.

Mit 18 Jahren war Frau B. aus der Lehre fort in die BRD geflüchtet, teils aufgrund einer Liebesenttäuschung, teils weil sie sich mehr vom Leben in der BRD versprach. Es gelang ihr aber nicht, Fuß zu fassen, so daß sie nach drei Jahren Prostituierte wurde, aus finanziellen Gründen und durch Beeinflussung ihres Bekanntenkreises.

Ein unerwünschtes Kind ließ sie gleich nach der Geburt adoptieren, da sie sich nie Kinder gewünscht habe und auch nicht heiraten wolle, um sich nicht zu binden.

Verbittert und resigniert läßt Frau B. Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle und Abhängigkeitswünsche kaum noch an sich herankommen. Die oberflächliche Angepaßtheit wird von ihr fallengelassen, wenn sie innerhalb ihrer Bezugsgruppe Unterstützung für fremd-aggressives und nicht normorientiertes Verhalten erfährt und gleichzeitig genügend Aggressionen angestaut hat.

Dadurch gelingt es ihr auch, die sie früher quälenden Schuld-, Einsamkeitsgefühle und Zweifel an ihrem Lebensstil von sich wegzuschie-

ben und einer Depression zu entgehen. Dies scheint einer der wesentlichsten Mechanismen zu sein, der suizidale Tendenzen bei solchen Persönlichkeiten verhindert.

In Übereinstimmung mit den Untersuchungsergebnissen sind offene depressive Züge und eine autoplastische Anpassung bei nicht-suizidalen Delinquentinnen seltener. Über-Ichforderungen fehlen oder werden im Sinn von PARIN (a.a.O.) umgangen, Abhängigkeitswünsche verleugnet und eine vorhandene zwanghafte Anpassung bricht meist sehr schnell zusammen, während sie bei den Suizidanten häufig nur schwankt, d.h. autoplastische Verhaltensweisen bleiben bei verminderter Kontrolle bestehen.

Flüchtig betrachtet, erscheinen diese Menschen als bindingslos und gefühllos, während sich hinter dieser Fassade die mühsam abgewehrten Wünsche nach Geborgenheit, kindlicher Abhängigkeit und Versorgtsein verbergen. Suizidalen Delinquentinnen gelingt diese Abwehr unvollkommener, daher zeigen sie auch häufiger depressive Züge.

Im Fall von Frau B. wird die soziale Komponente für die Entwicklung krimineller Verhaltensweisen besonders deutlich. In der BRD gelang es ihr aufgrund ihrer abgebrochenen Ausbildung und ihrer spätn Vorstrafen nicht, einen Beruf und damit auch einen Bekanntenkreis zu finden, der ihrer Intelligenz, ihren geistigen Interessen und ihren finanziellen Wünschen entspricht.

Im Sinn von MERTONS Anomie-Theorie konnte sie die sozial hochbewerteten Ziele nicht mit ihren Mitteln erreichen, so daß sie zu nicht-norm-orientierten griff. Dafür nimmt sie angesichts ihrer Resignation bezüglich einer Änderung in Kauf, immer wieder wegen Gewerbsunzucht im Sperrbezirk inhaftiert zu werden.

In den erlaubten Randbezirken auf dunklen und einsamen Straßen hat sie nicht unberechtigt zuviel Angst vor Überfällen, jede In-

haftierung aber macht sie nur noch verbitterter.

Voraussetzung für diese Entwicklung von Frau B. ist ihre Kindheitsentwicklung, die Entmutigung mangels Vorbilder, geringes Durchhaltevermögen, Abwehr von Depression und Selbsttherabsetzung.

10. ZUSAMMENFASSUNG

Ausgangspunkt dieser Untersuchung war der Gedanke, daß Suizidalität von Kriminalität bezüglich Psychodynamik durch Charakteristiken wie insbesondere Selbstaggression, Anpassung nach innen, Abhängigkeit unterschieden wird.

In verschiedenen anderen Untersuchungen und Theorien fanden sich für viele andere Merkmale dagegen Übereinstimmungen, wie z.B. für gestörte Ich-Entwicklung, mangelnde intrapsychische Regulation, Beziehungslosigkeit, gestörte Familienverhältnisse.

Es kann aber nicht entscheidend sein, daß sich suizidale und kriminelle Persönlichkeiten hauptsächlich im Ausmaß von Schuldgefühlen, inneren Ängsten und der Richtung der Aggression unterscheiden, wenn suizidales Verhalten auch bei Kriminellen vorkommt, die sich zum großen Teil aggressiv verhalten und wenig Schuldgefühle zeigen.

Da sich beide Gruppen in ihrem Verhalten nicht ausschließen müssen, wurde gefragt, welche psychodynamischen Faktoren in ihrem Zusammenwirken für die Entstehung und Ausführung einer suizidalen Handlung wesentlich sind, d.h. auch, welche Bedingungsfaktoren für den Suizid bei Kriminellen spezifisch sind.

Für diese Fragestellung wurden je 20 suizidale und nicht-suizidale Delinquentinnen aus JVA's in Bayern und Nordrhein-Westfalen mittels projektiver Verfahren, Fragebogen, eines Intelligenztests und anamnestisch untersucht, wobei Aktenmaterial und Aussagen des Personals der Strafanstalten einbezogen wurden.

Der statistische Vergleich der Ergebnisse beider Gruppen ergab, daß sich suizidale Delinquentinnen durch eine zwanghafte aber instabile Anpassung, depressive Züge und gleichzeitig vorhandene Suizidgedanken wie Todeswünsche gegenüber anderen Personen von

nicht-suizidalen unterscheiden.

Dies bedeutet u.a., daß kriminelle Persönlichkeitsstrukturen von suizidalen überlagert sein können, so daß zu verschiedenen Zeiten und je nach innerer Verfassung und situativen Bedingungen suizidales oder fremdaggressives Verhalten möglich ist.

11. ANHANG

TABELLE 7

Vorauswahldaten der Pbn

Alter	<u>25-30</u> 5	<u>31-35</u> 10	<u>36-40</u> 7	<u>40-50</u> 12	<u>51-60</u> 3	<u>61-65</u> 3
Familienstand	<u>ledig</u> 13	<u>verheiratet</u> 11	<u>geschieden, getrennt leb.</u> 12	<u>verwitwet</u> 4		
IQ	<u>63-78</u> 5	<u>79-90</u> 11	<u>91-109</u> 22	<u>110-117</u> 1	(ein Protokoll war unauswertbar)	
Zahl der Kinder	<u>keine</u> 11	<u>1 - 2</u> 21	<u>3 - 4</u> 8	<u>mehr</u> 0		
Zahl der Vorstrafen	<u>keine</u> 9	<u>bis 2</u> 7	<u>3 - 8</u> 13	<u>über 8</u> 11	(höchste: 26)	
Deliktart:	<u>Eigentumsdelikt</u> 27	<u>Körperverletzung</u> 3	<u>Mord und Totschlag</u> 10			

Instruktion

Zum Rorschach-Test: (nach BOHM 1967, s.S. 23)

Ich will Ihnen nun einige Tafeln zeigen und bitte Sie, mir zu sagen, was das sein könnte. Sie können soviel oder sowenig sagen, wie Sie Lust haben, Sie können die Tafeln auch drehen und wenden, wie Sie wollen, und wenn Sie fertig sind, geben Sie mir die Tafel wieder zurück!

Zum Thematischen Apperzeptionstest: (nach REVERS 1958, s.S. 44)

Ich habe hier einen Test zur Untersuchung der Phantasie. Ich werde Ihnen Bilder vorlegen und Sie haben die Aufgabe, zu jedem Bild eine möglichst dramatische Geschichte zu erzählen. Schauen Sie sich die Bilder an und erzählen Sie mir dann, was auf dem Bild im Augenblick geschieht, was die Menschen, die auf den Bildern dargestellt sind, gerade denken, fühlen und vorhaben, was in ihnen vor sich geht. Machen Sie dann daraus eine vollständige Geschichte, erfinden Sie dazu, wie es zu der Situation kam, was vorher passierte und wie sich die Sache weiterentwickelt und wie sie ausgeht. Sie können nichts falsch machen; es kommt letztlich darauf an, daß Sie Ihre Phantasie spielen lassen und daß Sie eine dramatische Erzählung erfinden.

Zum E-N Fragebogen (Instruktion von BRENGELMANN, unveröffentlicht)

Bitte machen Sie einen Kreis um das "Ja", wenn die betreffende Frage für Sie zutrifft, und um das "Nein", wenn sie nicht zutrifft.

Arbeiten Sie so schnell wie möglich und benutzen Sie die Antwort, die Ihnen zuerst in den Sinn kommt. Es ist unbedingt notwendig, daß alle Fragen beantwortet werden.

Dieser Fragebogen hat nichts mit Intelligenz zu tun, sondern will

lediglich Ihre gewohnheitsmäßigen Verhaltensweisen oder gedanklichen Vorstellungen erfassen. Bitte beantworten Sie alle Fragen!

F-Aggressionsfragebogen

	stimmt	
1. Ich weiß, das Leute hinter meinem Rücken über mich Schlechtes sprechen.	ja	nein
2. Ich schlage selten zurück, wenn man mich schlägt.	ja	nein
3. Ich verliere schnell meine Beherrschung, aber ich fasse mich auch schnell wieder.	ja	nein
4. Wenn man mir beim Geldwechseln eine Mark zuviel zurückzahlt, und wenn ich dann die Mark einstecke, bekomme ich später große Gewissensbisse.	ja	nein
5. Ich kann so wütend werden, daß ich z.B. Geschirr zerschlage.	ja	nein
6. Es macht mir offen gestanden manchmal Spaß, andere zu quälen.	ja	nein
7. Wenn mir jemand Unrecht getan hat, wünsche ich ihm eine gesalzene Strafe.	ja	nein
8. Ich glaube, daß man Böses mit Gutem vergelten soll, und ich handle auch dementsprechend.	ja	nein
9. Wird einer aus meinem Freundeskreis angepöbelt, so besorgen wir gemeinsam die Strafe.	ja	nein
10. Ich habe mitunter Geldsorgen	ja	nein
11. Ein Hund, der nicht gehorcht, verdient Schläge.	ja	nein
12. Bei Leuten, die etwas freundlicher sind, als ich es erwartete, bin ich auf der Hut.	ja	nein
13. Wenn ich Zuflucht zu körperlicher Gewalt nehmen muß, um meine Rechte zu verteidigen, so tue ich es.	ja	nein
14. Zwischen anderen und mir gibt es oft Meinungsverschiedenheiten.	ja	nein
15. Ich glaube, die meisten bösen Handlungen finden einmal ihre Strafe.	ja	nein
16. Wenn ich in Zorn gerate, reagiere ich mich gern körperlicher Betätigung - wie Holzhacken - ab.	ja	nein
17. Als Kind habe ich manchmal ganz gerne andere gequält, z.B. Arme umgedreht, an Haaren gezogen usw.	ja	nein

	stimmt	
18. Ich male mir manchmal aus, wie übel es denen eigentlich ergehen müßte, die mir Unrecht tun.	ja	nein
19. Ab und zu verliere ich die Geduld und werde wütend.	ja	nein
20. ...		
73. Wenn ich mit einem Bierdeckel spiele, so passiert es leicht, daß ich ihn allmählich in Stücke zerreiße oder ihn durchbohre.	ja	nein
74. Ich mache mich gern über andere Leute lustig.	ja	nein
75. Manchmal macht es mir Freude, Menschen zu verletzen, die ich liebe.	ja	nein
76. Lieber jemandem die Nase einschlagen, als feige sein.	ja	nein
77. Mein Blut kocht, wenn man mich zum Narren hält.	ja	nein
78. Ich spreche manchmal über Dinge, von denen ich nichts verstehe.	ja	nein
79. Ich finde, Selbstmörder sind konsequente Menschen.	ja	nein
80. Ich fühle oft, daß ich nicht den richtigen Lebenswandel führe.	ja	nein
81. Ich verbreite manchmal Klatsch über Leute, die ich nicht leiden kann.	ja	nein
82. Ich fühle mich oft wie ein Pulverfaß kurz vor der Explosion.	ja	nein
83. Meine Tischmanieren sind zu Hause weniger gepflegt als in Gesellschaft.	ja	nein
84. Ich könnte mir manchmal die Haare einzeln ausreißen.	ja	nein
85. Ich neige dazu, bei Auseinandersetzungen lauter zu sprechen als sonst.	ja	nein
86. Ich kaue oft auf meinen Lippen oder Fingernägeln.	ja	nein
87. Lieber gebe ich mal in einem Punkt nach, als daß ich mich darüber streite.	ja	nein
88. Ich kann mich erinnern, mal so zornig gewesen zu sein, daß ich das nächstbeste Ding nahm und es zerriß oder zerschlug.	ja	nein

E-N Persönlichkeitsfragebogen

- | | | |
|---|----|------|
| 1. Haben Sie fast immer eine passende Antwort auf Bemerkungen, die an Sie gerichtet sind? | ja | nein |
| 2. Träumen Sie tagsüber oft von Dingen, die doch nicht verwirklicht werden? | ja | nein |
| 3. Haben Sie oft eine schlechte, unzufriedene Laune? | ja | nein |
| 4. Pflegen Sie schnell und sicher zu handeln? | ja | nein |
| 5. Können Sie sich in einer vergnügten Gesellschaft meistens ungezwungen und unbeschwert auslassen? | ja | nein |
| 6. Bezeichnen Sie sich selbst als gesprächig? | ja | nein |
| 7. Wandern Ihre Gedanken oft umher, wenn Sie versuchen sich zu konzentrieren? | ja | nein |
| 8. Glauben Sie von sich selbst, daß Sie besonders nervös und innerlich gespannt sind? | ja | nein |
| 9. Halten andere Leute Sie für lebhaft? | ja | nein |
| 10. Versenken Sie sich gerne in Träumereien? | ja | nein |
| 11. Übernehmen Sie bei gemeinsamen Aktionen gerne die Führung? | ja | nein |
| 12. Haben Sie oft und ohne besonderen Grund ein Gefühl der Teilnahmslosigkeit und Müdigkeit? | ja | nein |
| 13. Halten Sie sich für einen lebhaften Menschen? | ja | nein |
| 14. Fühlen Sie, daß Sie manchmal von Energie überschäumen und das andere Mal träge und langsam sind? | ja | nein |
| 15. Fällt es Ihnen schwer, selbst in einer ungezwungenen Gesellschaft richtig aus sich herauszugehen? | ja | nein |
| 16. Sind Sie je durch unnütze Gedanken belästigt worden, die immer wieder durch Ihren Kopf gehen? | ja | nein |
| 17. Sind Ihre Gefühle leicht verletzt? | ja | nein |
| 18. Halten Sie sich bei gesellschaftlichen Verpflichtungen lieber im Hintergrund auf? | ja | nein |
| 19. Machen Sie gewöhnlich den Anfang, wenn Sie neue Bekannte gewinnen? | ja | nein |
| 20. Haben Sie manchmal ohne Grund ein "miserables" Gefühl? | ja | nein |
| 21. Sind Sie leicht verstimmt? | ja | nein |

- | | | |
|---|----|------|
| 22. Sind Sie manchmal ohne Grund abwechselnd fröhlich und traurig? | ja | nein |
| 23. Sind Sie leicht verlegen? | ja | nein |
| 24. Waren Sie aktiv an der Organisation eines Vereins oder irgendeiner Gruppe beteiligt? | ja | nein |
| 25. Wechselt Ihre Stimmung oft mit oder ohne ersichtlichen Grund? | ja | nein |
| 26. Macht es Sie nervös, wenn Sie warten müssen? | ja | nein |
| 27. Sehen Sie einer Krise oder Schwierigkeiten nur ungern in die Augen? | ja | nein |
| 28. Spielen Sie gerne eine aktive Rolle bei gesellschaftlichen Ereignissen? | ja | nein |
| 29. Machen Sie sich leicht Sorgen über mögliches Mißgeschick? | ja | nein |
| 30. Haben Sie sich manchmal zu viele Sorgen über belanglose Dinge gemacht? | ja | nein |
| 31. Macht es Sie verlegen, wenn Leute auf der Straße oder in den Läden Sie beobachten? | ja | nein |
| 32. Sind Sie sehr nervös? | ja | nein |
| 33. Sind Sie im Umgang mit anderen ziemlich behindert, so daß Sie nicht so erfolgreich sind, wie Sie es sein könnten? | ja | nein |
| 34. Hatten Sie manchmal das Gefühl großer, nicht zu überwältigender Schwierigkeiten? | ja | nein |
| 35. Träumen Sie oft von Dingen, die man am besten für sich behält? | ja | nein |
| 36. Fällt es Ihnen schwer, vor einer großen Gruppe von Menschen zu sprechen oder vorzutragen? | ja | nein |

TABELLE 8

Vergleichswerte zum E-N Fragebogen

Untersucher	Pbn	Anzahl	M	S
<u>Extraversion</u>				
BRENGELMANN 1960	Deutsche, männlich u. weiblich	100	26,15	8,51
V. SCHLIEFFEN 1969	Suizidanten, weiblich	48	15,02	7,39
WARNCKE 1964	Normale, weiblich	50	15,86	7,32
<u>Neurotizismus</u>				
BRENGELMANN	Deutsche, männlich u. weiblich	100	18,91	9,27
V. SCHLIEFFEN	Suizidanten, weiblich	48	25,39	8,97
WARNCKE	Normale, weiblich	50	19,76	10,38

12. LITERATURVERZEICHNIS

ABRAHAM, K.: Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido aufgrund der Psychoanalyse seelischer Störungen. Wien, 1924

ADLER, A.: Selbstmord. Int.Z.Indiv.-Psychol. 15, 49-52, 1937

ALEXANDER, F.: The need for punishment and the death instinct. Int. J. Psychoanal. 10, 256, 1929

AICHHORN, A.: Verwahrloste Jugend, Bern, Stgt. 1965
(1. Auflage 1925)

AMELUXEN, C.: Der Selbstmord. Hamburg, 1962
Die Kriminalität der Frau. Hamburg, 1963

AMMON, G.: Gruppendynamik der Aggression. Berlin 1971
Zur Psychodynamik des Suizidgeschehens. Dyn. Psych., 1, 1974

ANDREAE, G.: Zur Psychodynamik der suizidalen Handlung.
Diplomarbeit, München, 1971

ANSBACHER, H.L.: Suicide: The Adlerian point of view.
In: FARBEROW u. SHNEIDMAN, 1965

ATKINSON, J.W.: An introduction to motivation.
New York, London, Toronto, 1965

BANDURA, A.: Relationship of family patterns to child behavior disorders. In: CHRISTOPH-LEMKE 1970

BANDURA et al.: Vicarious reinforcement and imitative learning. J. Abn. Soc. Psychol. 1963, 67, 601-607

BANDURA et al.: Transmission of aggression through imitation of aggressive models. J. Abn. Soc. Psychol., 63, 1961, 575-582

BANDURA, A., HUSTON, A.: Identification as a process of incidental learning. J. Abn. Soc. Psychol. 1961, 63, 311-318

BANDURA, A.; WALTERS: Adolescent aggression. New York, 1959

BALLUSSEK, L.v.: Selbstmord. Bad Godesberg, 1965

BATCHELOR, J.R.C.: Psychopathic states and attempted suicide. Brit. Med. J., 1:1342, 1954

- BAYREUTHER, H.: Über die Bedeutung der Umweltbedingungen für den Selbstmord. In: ZWINGMANN 1965
- BENNETT, I.: Delinquent and neurotic children, a comparative study. 1960
- BERKOWITZ, L.: Aggression. New York, 1962
Some aspects of observed aggression. J. Pers. Soc. Psychol., 1965, 2, 359-369
- BERNSTEIN, B.: Soziale Struktur, Sozialisation und Sprachverhalten. Amsterdam, 1970
- BLACKBURN, R.: Personality in relation to extreme aggression in psychiatric offenders. Brit. J. Psychiat. 1968, 114, 821-828
- BLOS, P.: Drei typische Konstellationen in der Delinquenz des Mädchens. Psyche 17, 1963/64, 649-663
- BOCHNIK, H.J.: Verzweiflung. Festschrift aus "Randzonen menschlichen Verhaltens" Stgt., 1970
- BOHM, E.: Lehrbuch der Rorschach-Psychodiagnostik. Bern, Stgt., 1967
- BOWLBY, J.: Soins Maternels et Santé Mentale. In: MOSER, 1971
- BRÄUTIGAM, W.: Reaktionen, Neurosen, Psychopathien., Stgt., 1968
- BRANDT, G.A.: Psychologie für Sozialpsychologen. In: KÜNZEL 1971
- BRAUN, C.: Selbstmord. München, 1971
- BRENGELMANN u. BRENGELMANN: Deutsche Validierung von Fragebogen der Extraversion, Neurotischen Tendenz und Rigidität. Z. exp. angew. Psychol., 1960, 7, 291-233
- BRENNER, CH.: Grundzüge der Psychoanalyse. Frankfurt, 1955
- BROCHER, T.: Psychoanalytische Aspekte der Depression. In: Wege zum Menschen. Göttingen, 1968, 18. Jg., 7/8
- BROIDA, D.C.: An investigation of certain psychodiagnostic indications of suicidal tendencies and depression in mental hospital patients. Psychiat. Quart. 1954, 28, 453-464

BRÜCKNER, G.: Die Jugendkriminalität. Hamburg, 1956

BUB, B.: Familienstruktur und geschlechtsspezifische Sozialisationsvorgänge. In: GRAVENHORST, 1970

BUSS, A., DURKEE: An inventory for assessing different kinds of hostility. J. consult. Psychol. 1957, 21, 343-348

CATTELL, M.K.: The scientific analysis of personality. Bungay, 1965

CHILD, J.L.: Socialization. In: LINDZEY (Ed): Handbook of social psychology. Reading/Mass. 1954

CHIODI, V., GILLI, R., GIULIANI, CH.: Indagini col metodo Rorschach in caso di tentato suicidio: Englisch ref.: Psychol. Abstracts 1951, 25, 820, Nr. 8170

CHRISTOPH-LEMKE, C.: Aggression. Manuskript München, 1970

CLOWARD, R.A., OHLIN, L.E.: Delinquency and opportunity. In: MOSER 1970

COHEN, A.K.: Kriminelle Jugend. Hamburg, 1961

The sociology of the deviant act: anomy theory and beyond. Amer. Sociol. Rev. 1965, 30, 5-14

COSTELLO, C.G.: The Rorschach records of suicidal patients: An application of a comparative matching technique. J. proj. Techn. 1958, 22, 272-275

CRONBACH, L.J.: Essentials of psychological testing. New York, 1961

DANTO, B.L.: Suicide at the Wayne county jail: 1967-1970. Police Law Quarterly, Januar 1972, Illinois;
Jail house blues. Orchard Lake, Michigan, 1973

DASTON, G., SAKHEIM G.A.: Prediction of successful suicide from the Rorschach testing, using a sign approach. J. proj. Tech. 1960, 24:355

DE ROSIS, L.E.: Suicide: The Horney point of view. In: FARBEROW u. SHNEIDMAN, 1965

DECHÈNE, H.CH.: Verwahrlosung und Kriminalität. Manuskript, München, 1969

DENKER, R.: Aufklärung über Aggression. Stgt., 1966

DER SPIEGEL: Harte Methoden. Nr. 12, 1972

DEUTSCH, H.: Die Psychologie der Frau. Bern, 1959

DOLLARD, DOOB, MILLER, MOWRER, SEARS: Frustration and aggression. New Haven, 1961, copr. 1939

DUBITSCHER, F.: Der Suicid. Stgt, 1957

DÜHRSEN, A.: Zum Problem des Selbstmordes bei jungen Mädchen. Göttingen 1967; Psychogene Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen. Göttingen 1969

DURKHEIM, E.: Der Selbstmord. Neuwied, 1967

EIBL-EIBESFELD: Ethologie: Die Biologie des Verhaltens. In: CHRISTOPH-LEMKE, 1970

EISENTHAL, S.: Suicide and aggression. Psychol. Rep. 1967, 21 (3), 745-751

ELHARDT, S.: Über gesunde und neurotische "Aggression". Aspekte der Psychoanalyse. Göttingen, 1968

EPSTEIN, R.: Social class membership and early childhood memories. Child development, 1963, 34, 503-508

ERIKSON, E.H.: Kindheit und Gesellschaft. Stgt, 1961

EYSENCK, H.J.: Crime and personality. London, 1964

EYSENCK, H.J.: RACHMAN, S.: Neurosen, Ursachen und Heilmethoden, Berlin, 1968

FARBER, M.L.: Theory of suicide. New York, 1968

FARBEROW, N.L.: Personality patterns of suicidal mental hospital patients. Genet. Psychol. Monogr. 42, 1950, 3-79

FARBEROW, SHNEIDMAN, E.S.: The cry for help. New York, London, Sydney, Toronto, 1965

FAWCETT, J., MARRS, B.: Suicide at the county jail. In: DANTO, 1973

FENICHEL, O.: The psychoanalytic theory of neurosis. New York, 1945

FISCHER, S.: The value of the Rorschach for detecting suicidal trends. J. proj. Tech., 1951, 15, 250-254

FREUD, ANNA: Das Ich und die Abwehrmechanismen. London, 1958; Wege und Irrwege in der Kinderentwicklung. Bern, Stgt., 1968

FREUD, S.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Ges. W. V. 1905; Formulierungen über die zwei Prinzipien psychischen Geschehens. Ges. W. VIII, 1911;

Zur Einführung in den Narzißmus. Ges. W. X, 1914;

Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit, Ges. W. X, 1915;

Trauer und Melancholie. Ges. W. X, 1916;

Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Ges. W. XI, 1917;

Jenseits des Lustprinzips. Ges. W. XIII, 1920;

Das Ich und das Es. Ges. W. XIII, 1923;

Hemmung, Angst und Symptom. Ges. W. XIV, 1926;

Das Unbehagen in der Kultur. Ges. W. XIV, 1930;

Abriß der Psychoanalyse. Ges. W. XVII, 1938

FRIDLANDER, K.: The psycho-analytic approach to juvenile delinquency. In: MOSER, 1970

FRÖHLICH, W.D.: Forschungsstatistik. Bonn, 1965

FULLY, HIVERTE, SCHAUB, S.: Suicides en milieu cacéral.

Etude de 183 cas constatés en France depuis, 1955.

Annales de Médecine Légale, 1965, 45 (1): 108-115

FUTTERMAN, S.: Suicide: Psychoanalytic point of view. In:

FARBROW u. SHNEIDMAN, 1965

GIBBS, P.J. MARTIN, W.T.: Status integration and suicide. Oregon, 1964, In: BRAUN, 1971

GLOVER, E.: Some observations on suicidal mechanisms.

Psychoanal. Rev. 1928, 15, 89-90

GÖPPEL, A.: Methode und Erfahrungen der Psychoanalyse. München, 1973

GOLD, M.: Suicide, homicide and the socialisation of aggression.

Amer. J. Soc. Chicago, 1958, 63, S. 651 ff

GOUDSMIT, W.: Über Abwehrmechanismen bei sogenannten Psychopathen.

Psyche 1962/63, XV, 512 ff;

Psychotherapie bei Delinquenten. Psyche 1963/64, XVII, 664-684

GRANT, R.B.: An investigation of the self-image of institutionalized delinquent girls. In: GRAVENHORST, 1970

GRAVENHORST, L.: Soziale Kontrolle abweichenden Verhaltens. Frankfurt, 1970

GRÜNBERGER, I., MALY, J., SLUGA, W.: Psychologische Untersuchungen des Aggressionspotentials bei erstverurteilten Strafgefangenen. Wien, Z. Nervenheilkunde, 1970, 28, 171-184

GROSSBARD, H.: Ego deficiency in delinquents. Social case work, Vol. 43, 1962, 171-178

GLUECK, S., GLUECK, D.: Unraveling juvenile delinquency. 1950, Cambr./Mass., In: DECHENE, 1969

HÄFNER, H.: Das Gewissen in der Neurose. In: DECHENE, 1969

HARMSSEN, H.: Sozialhygienische Analyse der unterschiedlichen Selbstmordverhältnisse unter besonderer Berücksichtigung der Bundesrepublik Deutschland, der DDR und Westberlin. Hamburg, 1966

HARTMANN, H.: Ich-Psychologie und Anpassungsproblem. Stgt, 1972

HAVIGHURST, R.J.: Suicide and Education. In: SHNEIDMAN, 1969

HEINZ, W., KORN, S.: Sozialtherapie als Alibi. Frankfurt, 1973

HEISS, R.: (Hrsg.) Psychologische Diagnostik. Göttingen, Bd. 6, 1964

HENDIN, H.: Suicide: Psychoanalytic point of view. In: FARBEROW u. SHNEIDMAN, 1965

HENRY, A., SHORT, J.: Homicide and suicide. Illinois, 1954

HERRMANN, TH.: Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung. Göttingen, 1969

HERTZ, M.: Suicidal configurations in Rorschach records. Rorschach Res. Exch. 1948, 12, 3-58;
Further study of suicidal configurations in Rorschach records. Rorsch. Res. Exch. a. J. proj. Tech. 1949, 13, 44-73

HOFF, H.: Selbstmordprophylaxe bei Häftlingen. Z. Präventivmed. 10, 499-508

HOLT, R.R.: The Thematic Apperception Test. 1952. In: ANDERSON u. ANDERSON: an introduction to projective techniques. 1956, New York; Developments in the Rorschach-technique. Vol. I, Technique and theory, New York, 1954

HOLT, R.R.: Gauging primary and secondary processes in Rorschach responses. In: ANDERSON u. ANDERSON, 1956

HOLZBERG, CAHEN, WILK, E.H.: Suicide: a psychological study of self-destruction. J. proj. Tech. 1951, 15, 339-354

JANOV, A.: The Primal revolution. New York, 1972; Der Urschrei. Frankfurt, 1973; Anatomie der Neurose. Frankfurt 1974a; The Journal of Primal Therapy. Vol 1, Nr. 3, Winter 1974

JENKINS, R.L.: The psychopathic or antisocial personality. J. Nerv. Ment. Diseases, 131, 1960, 318-334.

JOHNSON, A., SZUREK, S.A.: The genesis of antisocial acting out in children and adults. Ps. Quart. XXI, 1952, 323-343

JORAY, R.: Bandenbildung und Bandendelikt. 1960. In MOSER, 1970

JUNG, C. G.: Psychologische Typen. 1925. In: HERRMANN, 1969

KAISER, G.: Entwicklung und Stand der Jugendkriminalität in Deutschland, In: Kriminalbiologische Gegenwartsfragen, 1966, Heft 7, Stgt, 17-68

KARPMANN, B.: Conscience in the psychopath: another version. Amer. J. Orth. 1948, XVIII, 455-491

KAUFMANN, H.: Kriminologie. Entstehungszusammenhänge des Verbrechens. Stgt, 1971

KAUFMANN, MAKAY, ZILBACH, J.: The impact of adolescence on girls with delinquent character formation. Amer. J. Orth. 1959, 29, 130-143

KERN, E.: Vom Seelenleben des Verbrechers. Hamburg, 1964

KILIAN, H.: Das enteignete Bewußtsein. Neuwied, Berlin, 1971

KLOPFER, B.: Suicide: The Jungian point of view. In: FARBEROW u. SHNEIDMAN, 1965

KLOPFER, B., DAVIDSON, H.: Das Rorschach-Verfahren. Bonn, Stgt., 1967

KOBLER, A. STOTLAND, E.: The end of hope. London, 1964

KORNARDT, H.J.: Thematische Apperzeptionsverfahren, 1964. In HEISS, 1964

KRAEMER, B.: Wunsch- und Leitbilder jugendlicher Delinquentinnen. Diplomarbeit München, 1970

KOHUT, H.: Formen und Umformungen des Narzißmus. Psyche 20, 1966, 561-587

KUIPER, P.C.: Die seelischen Krankheiten des Menschen. Bern, Stgt, 1968

KÜNZEL, E.: Jugendkriminalität und Verwahrlosung. Göttingen, 1971

KUTTER, P.: Psychiatrische Krankheitsbilder. In: LOCH 1971

LALLI, M., TURNER, S.H.: Suicide and homicide. J. crim. Law, Criminol. Police Sci. 1968, 59, 191-200

LAMPL-DE GROOT, J.: Idealbildung bei Neurotikern und Delinquenten. Nachdruck und Übersetzung von 1949: Psyche, 1965, 19, 454-464; Ich-Ideal und Über-Ich. The psychoanalytic study of the child, 17, 94. Deutsch in: Psyche, 1963/64, 17, 321-332

LEIMAN, EPSTEIN: Thematic sexual responses as related to sexual drive and guilt. J. abn. soc. Psychol., 1961, 169-175

LEONHARD, K.: Psychologische Entwicklung zum Selbstmord. In: ZWINGMANN, 1965

LESSER, G.S.: The relationship between overt and fantasy aggression as a function of maternal response to aggression. J. abn. soc. Psychol., 1957, 55, 215-221

LESTER, D.: Suicide, homicide and the effects of socialization. J. pers. soc. Psychol., 1967, 5, 4, 466-468; The need to achieve and the fear of death. Psychol. rep. 1970a, 27, 516; Relation between attempted suicide and completed suicide. Psychol. rep., 1970b, 27, 719-722; Re-examination of Middleton's data: Sex differences in death attitudes. Psychol. rep., 1970 c, 27, 136; Cognitive complexity of the suicidal individual. Psychol. rep. 1971, 28, 158

LINDNER, R.L.: Content analysis in Rorschach work. Rorsch. Res. Exch., 10, 1946, 121-127

LINDNER, R.: Homeostasis as an explanatory principle in psychopathic personality. In: MENNINGER, 1968

LISCHKE, G.: Aggression und Aggressionsbewältigung, 1972

LITMAN, R.L.: TABACHNIK, N.D.: Psychoanalytic theories of suicide. In: RESNIK, 1968

LOCH, W.: Die Krankheitslehre der Psychoanalyse. Frankfurt, 1971; Zur Theorie, Technik und Therapie der Psychoanalyse. Frankfurt, 1972

LORENZ, K.: Die angeborenen Formen möglicher Erfahrung. Z. tierpsychol. 1943, 5, 235-409

MARTIN, H.: A Rorschach study of suicide. In: PIOTROWSKI, 1968

MARTINOR, E.: Contribution à l'étude médico-psychologique du vol: Les états dépressifs. Annales médico-Psychologiques, 1966, 2 (5), 635-643

MC CORD, W., MC CORD, J.: Familial correlates of aggression in nondelinquent male children. J. abn. soc. Psychol., 1961, 62, 79-93; The psychopath. Princetown, New York, 1964

MC DOUGALL: Aufbaukräfte der Seele. In: CHRISTOPH-LEMKE 1970

MENNINGER, K.: Man against himself. New York, 1938; Das Leben als Balance. München, 1968

MERTON, R.: Social theory and social structure. New York, 1957

MERZ, F.: Aggression und Aggressionstrieb. In: THOMAE (Hrsg): Handbuch der Psychologie, Band 2, Göttingen, 1965

MEWES, U.: Suizidversuche. Dissertation, Magdeburg, 1970

MILLER, W.B.: Lower class culture as a generating milieu of gang delinquency. In: MOSER 1970

MITSCHERLICH, A.: Aggression und Anpassung. Ed. Suhrkamp 282, 1968

MITTENECKER, E.: Subjektive Tests zur Messung der Persönlichkeit, In. HEISS, 1964

MOSER, T.: Jugendkriminalität und Gesellschaftsstruktur. Frankfurt, 1970; Repressive Kriminalpsychiatrie. Vom Elend einer Wissenschaft. Frankfurt, 1971

MURRAY, H.A.: Thematic Apperception Test manual. Cambridge, Mass. 1943

MURSTEIN, B.: Theory and research in projective techniques. 1963

NAEGELI, E.: Das Böse und das Strafrecht. München, 1966

NASS, G.: Die Kriminellen. München, 1966

NEURINGER, C.: Divergencies between attitudes toward life and death among suicidal, psychosomatic and normal hospitalized patients. J. consult. clin. Psychol., 1968, 32, 1, 59-63

NUNBERG, H.: Allgemeine Neurosenlehre. Bern, Stgt., 1959

OPITZ, E.: Verwahrlosung im Kindesalter. 1959. In: KÜNZEL, 1971

PALMER, S.: Frustration, aggression and murder. J. abn. soc. Psychol., 1960, 60, 3, 430-433

PARIN, P.: Die Abwehrmechanismen der Psychopathen. Psyche XV, 322-329

PARNITZKE, K.H.: Bemerkungen zum Selbstmordgeschehen der letzten Jahre. In: ZWINGMAN, 1965

PARSONS, T.: Sozialstruktur und Persönlichkeit, Frankfurt, 1968

PHILLIP, E.: Gewaltdelinquenz und Suizidalität. Habilitationsschrift, Berlin, 1967

PIOTROWSKI, Z.A.: Psychological test prediction of suicide. In: RESNIK, 1968

PÜLDINGER, W.: Die Abschätzung der Suizidalität. Bern, Stgt, 1968

PORTERFIELD, A.L.: Suicide and crime in folk and in secular society. Amer. J. Soc., 1952, 57, 331 ff

QUATEMBER, R.J.: Klinisch-psychologische Gesichtspunkte zum prä-suizidalen Syndrom. In: RINGEL, 1969.

RABIN, A.J.: Homicide and attempted suicide: a Rorschach study. Amer. Orthopsychiat., 1946, 16, 516-524

RAPAPORT, D., GILL, M. M., SCHAFER, R.: Diagnostic psychological testing. New York, 1968

RAPHLING, D.L.: Dreams and suicide attempts. J. Nerv. Ment. Dis. 1970, 151 (6), 404-410

REDL, F., WINEMAN, D.: Kinder, die hassen, Freiburg, 1970

REIWALD, P.: Die Gesellschaft und ihre Verbrecher, Zürich, 1948

REPOND: Psychohygiene an jugendlichen Dieben und Betrügern. In: MENG, H.: Die Prophylaxe des Verbrechens. Basel, 1948

RESNIK, H.: (Ed): Suicidal behaviors. Boston, 1968

REVERS, W.J.: Der Thematische Apperzeptionstest. Bern, Stgt, 1958

RICHTER, H.E.: Eltern, Kind und Neurose. Stgt. 1963

RICKERS-OVSIANKINA, M.A.: (Ed) Rorschach psychology. New York, Sydney, 1965

RINGEL, E.: Der Selbstmord, Abschluß einer krankhaften Entwicklung. Wien, Düsseldorf, 1953a;

Das Werterleben der Selbstmörder. 1953 b. In: ZWINGMANN, 1965;
Über Selbstmordversuche von Jugendlichen. 1959. In: ZWINGMANN, 1965;

Neue Untersuchungen zum Selbstmordproblem. Wien, 1961;
Selbstmordverhütung. Bern, Stgt, 1969

RORSCHACH, H.: Psychodiagnostik. Bern, 1941

ROSKAMP, H.: Grundzüge der Neurosenlehre. In: LOCH, 1971

SACK, F.: Neue Perspektiven in der Kriminologie. In: SACK u. KÖNIG, 1968

SACK, F., KÖNIG, R.: Kriminalsoziologie. Frankfurt, 1968

SAKHEIM, G.A.: Suicidal responses on the Rorschach test: A validation study. J. nerv. ment. Dis. 1955, 122, 332-344

SAPOLSKI, A.: An indicator of suicidal ideation in the Rorschach test. J. proj. Tech., 1963, 27(3), 332-335

SCHAFER, R.: Psychoanalytic interpretation in Rorschach-testing, theory and application. New York, 1954;
Projective testing and psychoanalysis. New York, 1967

SCHÄFER, J.M.: Aggression und Suizid. Dissertation, Kiel, 1971

SCHLIEFFEN, H.v.: Der Suizidversuch. Dissertation, Clausthal-Zellerfeld, 1969

SCHMIDT, G.: Erfahrungen an 700 Selbstmordversuchen. Nervenarzt, 1938

SCHMIDT-MUMMENDEY, A.: Differentielle Bedingungen aggressiven Verhaltens. In: SCHMIDT-MUMMENDEY, SCHMIDT, H.D.: Aggressives Verhalten. München, 1971

SCHNEIDER, K.: Die psychopathischen Persönlichkeiten. Stgt, 1950

SCHRAMML, W.J.: Klinische Psychologie. Stgt., Wien, 1970

SCHWEITZER, H., HEISTERBORG, B.: Der Selbstmord im Strafvollzug des Landes Nordrhein-Westfalen in den Jahren 1947 bis 1967. Hamburg, 1973

SEARS, R.: Relation of early socialization experiences to aggressions in middle childhood. J. abn. soc. Psychol., 1961, 63, 466-492

SEARS, WHITING, MOWLIS, SEARS: Some child rearing antecedents of aggression and dependency in young children. Genet. Psychol. Monogr., 1952, 47, 135-234

SEARS, MACCOBY, LEVIN: Patterns of child rearing. Evanston III, 1957

SELG, H.: Diagnostik der Aggressivität. 1968;
(Hrsg.) Zur Aggression verdammt? Stgt, 1971

SHNEIDMAN, E.S.: Thematic Test analysis. New York, 1951;
Essays in self-destruction. New York, 1967;
On the nature of suicide. Symposium. San Franzisko, 1969

SHNEIDMAN, FARBEROW, N.L.: Clues to suicide. New York, Toronto, London, 1957;

TAT heroes of suicidal and non-suicidal subjects. J. proj. Tech., 1958, 22, 211-228

SHORT, J.F., STRODTBECK, F.: Group process and gang delinquency. Chicago, 1965

SPEARMAN, L.: The abilities of man. New York, 1927

SPERGER, J.: Street gang work. Theory and practice. 1966. In: MOSER, 1970

SPIILKA, B., PELEGRINI, R.J.: Death and cultural values. 1967. In: LESTER, 1970 a

SPITZNAGEL, A., VOGEL, H.: Grundlagen, Ergebnisse und Probleme der Formdeutungsverfahren. In: HEISS, 1964

STENGEL, E.: Selbstmord und Selbstmordversuch. Stgt., 1969

STONE, H.: The TAT-aggressive content scale.

STORK, J.: Suizidverhalten und Depression bei Adoleszenten. Habilitationsschrift. Paris, 1972

SYKES, G., MATZA, D.: Techniques of neutralization: A theory of delinquency. In: MOSER, 1970

THORNDIKE: Psychologie der Erziehung. 1930. In: CHRISTOPH-LEMKE, 1970

TUCKMAN, J., YOUNGMAN, W.F.: Attempted suicide and family disorganization. J. genet. Psychol., 1964, 105;
Assessment of suicide risk in attempted suicides. In: RESNIK, 1968

WAELDER, R.: Die Grundlagen der Psychoanalyse. Stgt, 1963

WECHSLER, D.W.: The measurement of adult intelligence. Baltimore, 1944;
Die Messung der Intelligenz Erwachsener. Bern, Stgt., 1964

WEST, D.J.: Murder followed by suicide. London, 1965

WILMOTTE, J.N., PLAT-MENDLEWICS, J.: Epidemiology of suicidal behavior in one thousand prisoners. In: DANTO, 1973

WINNICOTT, D.W.: Collected papers. 1958. In: KUTTER, 1971

WOLFGANG, M.: An analysis of homicide-suicide. J. Clin. Exp. Psychopath., 1958, 19, 208-218

YABLONSKI, L.: The violent gang. 1962. In: MOSER, 1970

YATES, A.J.: Frustration and conflict. 1962. In: BRAUN, 1971

ZWINGMANN, CH.: (Hrsg.) Selbstvernichtung. Frankfurt, 1965

LEBENS LAUF

Am 14. Dezember 1947 wurde ich als die Tochter des Dipl.-Ing. Dr. Herbert Müller und seiner Frau Martha, geb. Upmeyer, in Hagen geboren.

Von 1954-1958 besuchte ich in Hohenlimburg die Volksschule und bis zum Abitur 1966 das städtische Gymnasium.

Anschließend begann ich in Bonn an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität mein Psychologie-Studium bei den Professoren Thomae, Däumling, Fröhlich u.a.

Nach dem Vordiplom 1969 setzte ich mein Studium in München an der Ludwig-Maximilians-Universität fort und legte 1971 das Hauptdiplom in Psychologie ab.

Neben Psychologie studierte ich Philosophie, Jura und Pädagogik. Meine akademischen Lehrer in München waren insbesondere die Professoren Görres, Lukasczyk, A. Kaufmann, Schiefele und Privatdozent Schöpf.

1970 begann ich meine Dissertation bei Prof. Dr. med. et phil. A. Görres. Von 1972-1973 unterbrach ich die Promotion, um innerhalb meiner Tätigkeit in einer Erziehungs-, Ehe- und Lebensberatungsstelle mein theoretisches Wissen praktisch vertiefen.

Ohne verschiedene Hilfen wäre meine Dissertation nicht möglich geworden. Besonders danken möchte ich meinem Mann für seine liebevolle Geduld.

Dann gilt mein Dank Herrn Prof. Görres für die Überlassung und Herrn Dr. Dechêne für die bereitwillige Betreuung der Arbeit, der Anstaltspsychologin in Aichach, Frau Dr. Meyer, und Frau Bleck, der Leiterin der Willicher Frauenstrafanstalt für ihre freundliche Unterstützung. Ebenso danke ich den untersuchten Frauen für ihre Mitarbeit.

